Vermischte Schriften
oder
philosophische
Gedanken und Abhandlungen.

Von
Sebastian Mutschelle.

Erstes Bändchen.

Zwote verbesserte Auflage.

München, 1799.
bey Joseph Lindauer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede
zur zwoten Auflage.

Das erste Bändchen dieser Schrift, das nun mit dem zweyten in einer neuen Auflage erscheint, trug gleich bey seiner ersten Ausgabe eben den Titel, der jetzt obenan steht, „Vermischte Schriften." Es fiel aber, nachdem es bereits abgedruckt war, unter die Hände einer Censur, die darin manchmal Anstoß und Aergerniß nahm, wo ich, meines Dafürhaltens, kein's gegeben hatte, und wo nur zu weit getriebne Aengstlichkeit (oder was es sonst aus den vielen im Menschen wir-

kenden Triebfedern seyn mochte) ein's finden konnte. Um den Unannehmlichkeiten, die etwa unterm Vorsitze von Macht und Willkühr hieraus dem Verfasser und Verleger aufstossen dürften, aus dem Wege zu gehen, ward der Druck- und Verlagsort nachher abgeändert, der Name des Verfassers weggelassen, und ein neuer Titel, der in dieser Auflage dem ersten beygefügt ist, „philosophische Gedanken und Abhandlungen" gewählt. Nur für diejenigen, die das Werkgen noch immer unter den ersten Titel foderten, ward dieser besonders beygelegt, und darauf der Verfasser mit den Anfangsbuchstaben S. M. bezeichnet. Ein benachbarter Rezensent, der ihn wohlmeynend vielmehr dadurch zu ehren, als zu beunruhigen dachte, hatte aus diesen Anfangsbuchstaben den ganzen Namen gedeu-

tet

tet und beygesetzt. Der Verfasser mußte damals, so lange noch die alte Lage der Dinge bestand, dieser Deutung widersprechen, wodurch er aber nicht sagen wollte, daß sie unrichtig wäre, sondern daß sie zu seiner Ruhe hätte unterbleiben sollen: doch konnte er sich dort nicht so deutlich erklären, wie hier.

Doch jetzt vom vergangenen, bittern Andenkens, kein Wort weiter! Wenn die Sonne erscheint, und sich der Himmel wieder aufheitert, kann man wohl so kurz und schonend, als nöthig und möglich ist, von seinem unbehaglichen Aufenthalte in Nacht und Schatten Bericht geben; aber man muß in verdrüßlicher Laune nicht zu lange darüber klagen, sondern sich frohen Muthes des neuen Lichts und der milden

Wärme

Wärme freuen. Dank für die wohlthätige Aenderung der milden Regierung unsers vielgeliebten Maximilians, der allen willkührlich-drückend- und niederschlagenden Zwang, alle unedle Verfolgungssucht und Inquisitionswuth haßt, dagegen vernünftige Freyheit und Aufklärung, und offne gesetzliche Behandlung nach Gerechtigkeit liebt. Ihm huldigt um so williger jeder entfesselte Geist, und jedes froh- und freyschlagende Herz, je weniger sie sich unnöthiger Weise eingeengt und gepreßt, je mehr sie sich zur freymüthigen Ergießung in allem, was Aufhellung und Vervollkommnung zum Zwecke hat, geweckt und gestärkt fühlen. Sie werden sich dann zwar nie zur unwürdigen Heuchler- und Schmeichlersprache erniedrigen, und zum dürren Holze sagen, „du bist grün" — und zum krummen,

men, „du bist gerade.“ Aber wenn sie auch die Unvollkommenheiten, deren es in allen menschlichen Anstalten bis ans Ende der Welt mehr oder weniger giebt, offen und freymüthig bemerken; so wollen sie darum nicht nach einer gewaltsamen und unreifen Umformung verlangen, sich nicht gegen die bestehende Ordnung der Dinge auflehnen, sondern die allmählige Reinigung des Guten und Nützlichen vom Schädlich- und Nichtstaugenden für die Zeit, wo sie ohne andere größere Nachtheile möglich ist, von den Weisen und Guten, die unter einem weisen und guten Fürsten am Staatsruder sitzen, erwarten. Indessen werden sie sich einer Regierung freuen, die Achtung für jedes Recht des Menschen, auch des Geringsten hat, und nirgend nach besonderm bloßen Belieben, sondern nach Vernunft,

und

und allgemein bestehenden Gesetzen verfährt. Dieß ist die freudige Huldigung des Verfassers, dieß der Geist seiner Schrift, und nach diesem Sinn und Geiste muß sie gelesen, verstanden, und alles darinn gedeutet werden.

Inhalt.

Inhalt.

I. Uiber die Aufklärung. Eine Rede bey Austheilung der Schulpreise in Freysing 1792.

II. Uiber Sittlichkeit der Tugend.

III. Das Gewissen.

IV. Menschenkenntniß, Selbstkenntniß.

V. Uiber die Leiden der Menschen.

VI. Was ist Tugend? In welcher Verbindung steht sie mit Glückseligkeit?

VII. Sprüche der Weisheit, aus und nach Salomo.

VIII. Uiber die Kenntniß des Guten und Bösen.

XI. Uiber Kantische Philosophie, und die Frage: „Ist „daraus für Religion und Moral Nachtheil zu „fürchten, oder vielmehr wichtiger Vortheil zu „hoffen?“

X. Verschiedene Gedanken über Verschiedenes.

I.

Ueber die Aufklärung.

Eine Rede

bey Austheilung der Schulpreise

1792.

Man hat Schulen errichtet, und sie zu verbessern gesucht, weil ohne sie die Kinder, wie man glaubte, zu wenig lernten. Es gab aber auch bald wieder Leute, die fürchteten, daß sie zu viel lernen möchten — daß sie etwa stolz auf ihr Wissen, ungelehrig gegen das Alter, kritisch über die Befehle und Gesetze der Vorsteher, mehr schlau und hinterlistig, als klug und weise, und überhaupt, wie das Pferd, würden, das seine Kraft nicht fühlen darf, wenn es Zaum und Zügel im Maule, und den Reiter am Rücken dulden soll.

Vielleicht war man nie so sehr versucht, einen Unterricht, der die ehehin gewöhnlichen Gränzen überschreitet, zu verdammen, als heut zu Tage. Man sieht die grossen Unglücke und

Plagen der Menschheit, Auf = und Widerstand, Mord und Kriege im Streit der Fürsten und Völker. Ein gutes Herz bebt vor dem Gräuel der Verwüstung zurück, und die aufgeschreckte Einbildung sieht die schwarzen Wolken, die über ein benachbartes Reich hangen, schon über die ganze Erde daherziehen. Sie sieht die Macht und Werke der Finsterniß, und glaubt, die Quelle davon in dem Bestreben nach Aufklärung zu finden, weil sie hört, daß jene von Menschen herstammen, die Aufgeklärte und Aufklärer, Weise und Philosophen heißen wollen.

Die Aufklärung, die in dem Munde eines Theiles als eine große Lobrede ertönt, ist also in dem Munde des andern ein eben so großer Schimpfname geworden. Die letztere wissen gegen die schrecklichen Dinge, die sie sehen, und die da über den Erdkreis noch kommen sollen, kein angemessneres Mittel, als schon dem ersten Unterricht in den Schulen solche enge Gränzen zu setzen, über die hinaus niemand wissen, niemand weiter denken, oder fragen soll. Nur durch die Schranken, die man den Kenntnissen des Verstandes setzt, glaubt man auch, Schranken der ausschweifenden Freyheit des Willens zu setzen. Wiß = und Forsch=

be=

begierde, die ewigen Fragen, „wie und warum?“ stören, wie man sagt, die Ruhe; Erstickung derselben, gewaltsame Niederschlagung, und eine gewisse Gedankenlosigkeit erhalten, und führen sie wieder ein.

So denkt ein nicht kleiner Haufe der Menschen, und ein anderer, der auch nicht so denkt, findet es seinem Vortheile, seinem im Innern still oder laut sprechenden Interesse angemeßner, wenn er so redt. Ganz gewiß sind unter den erstern Leute, die es redlich mit der Religion, Sittlichkeit, und dem Staate meynen, und aus der, wie sie es nennen, neumodischen Aufklärungssucht Nachtheile für Religion, Sittlichkeit, und den Staat befürchten. Es ist aber bemerkenswerth, daß sie bey allen ihrem Eifer für die Glaubens- und Sittenlehre darinn gerade mit einem Mann übereinstimmen, den sie für einen der ersten Ungläubigen halten.

Man kann auch nicht läugnen, daß manche, die sich viel mit Kenntniß und Aufklärung brüsten, oft nicht wenig Unheil unter den Menschen, durch eingebildeten Reichthum, und wahren Mangel an Aufklärung, durch voreilig und unkluges Betragen stiften. Auf der andern Seite scheint es aber doch wieder, daß den Nebenmenschen aufklären, ihm

das Unbekannte bekannt, das Dunkle klar und deutlich machen, etwas Gutes seyn müße, nichts Böses seyn könne. — Daß es besser sey, hell, als dunkel zu sehen; besser, viel, als wenig zu wissen. Der Stifter unsrer Religion nennt sich selbst das Licht der Welt — und so ein Licht ist wohl da zum Hellmachen und Aufklären.

Laßt uns die Sache nicht nur von einer, sondern von mehrern Seiten betrachten. Vielleicht rührt der ganze Streit nur daher, weil unsre Begriffe selbst von der Aufklärung sehr unaufgeklärt, sehr einseitig, verworren und dunkel sind. Und so lange man über eine Sache uneins ist, über die man keinen deutlichen Begriff hat, so haben meist beyde streitende Theile von einer Seite recht, und keiner vollkommen, und wieder von einer andern Seite unrecht, und keiner ganz.

Wir wollen die wahre Aufklärung von der falschen zu unterscheiden suchen; wollen sehen, wie man wahre Aufklärung stiften könne, ohne die bösen Folgen der falschen fürchten zu müßen; und besonders, wie man in dieser Sache schon bey der Jugend zu Werke gehen solle, damit nicht unruhige und böse, sondern friedliche, gute Menschen, Christen und Bürger daraus werden.

Ich glaube, daß die Abhandlung dieses Gegenstandes für die heutige Feyerlichkeit, bey der Austheilung der Preise an die wohlverdienten Schüler, für die Feyerlichkeit, die sie, hochansehnliche Schul- und Kinderfreunde! durch Ihre Gegenwart zur Ermunterung der Jugend ehren, nicht unschicklich sey. Von jenen, für welche ich hier, ihnen selbst besser, als mir, bekannte Dinge vortrage, darf ich mir die ihrer Weisheit und Liebe entsprechende Schonung und Geduld versprechen, von den übrigen, bey einem gewiß nicht unwichtigen Gegenstand Aufmerksamkeit erbitten. In dieser angenehmen Hoffnung schreite ich weiter.

Indem ich von der Aufklärung handle, so bitte ich bey dem, was ich anfangs davon überhaupt sage, nicht vorzugreifen, sondern abzuwarten, bis das allgemeine, nachhin näher, und, wie ich hoffe, bis zur vollen Befriedigung jedes Unbefangenen bestimmet werde. — Wahrheit wird mir in jedem Worte der Abhandlnng heilig seyn, aber vollkommen und überzeugend kann sie nur dann einleichten, wenn sie nach allen Theilen bestimmt vor Augen liegt. Laßt uns also erst das Haus überhaupt betrachten, dann aber auch die Zimmer durch-

wan-

wandeln, erst das Gebiet der Aufklälung in einer Generalkarte, dann aber auch nach seinen einzelnen Distrikten durchschauen.

Wem das Wort selbst, nach seinen etwa vorgefaßten Begriffen, zu widrig tönt, der setze statt Aufklärung Belehrung, helle deutliche Anleitung. Denn Aufklären heißt etwas klar machen, etwas in seiner Klarheit, Deutlichkeit darstellen; den Schleyer, der darüber hieng, wegziehen, und, was man vorhin gar nicht, oder nur dunkel, sah, hell und deutlich sehen lassen. — Und da der Mensch nicht immer einen Führer, Lehrer und Vater an der Seite, nicht immer einen haben wird, der ihm vorsagt, was er über diesen und jenen Gegenstand zu denken habe, so heißt Aufklären weiter, ihn dazu ermuntern, daß er selbst nachdenken wolle, ihn darinn üben, damit ers könne, und ihm überall über die nöthigst und nützlichsten Gegenstände so viel deutliche Grundbegriffe und Grundwahrheiten darbieten, daß er an diese als einen Leitfaden sich zuversichtlich bey eignem Nachdenken halten, und nicht auf Irrwege gerathen möge.

Um einen Gegenstand hell und klar zu machen, gehören immer zwey Stücke dazu — Licht und Auge; ein helles reines Licht, das sich über den

Ge-

Gegenstand ergießt; ein gesundes, scharfblickendes Auge, das ihn schaut. Wer den Menschen aufklären will, muß also von jeder Sache, die recht kennbar werden soll, deutliche Begriffe seinem Verstande beybringen, muß, damit der Mensch leicht diese deutliche Begriffe auffassen, sich selbst deutliche Begriffe machen könne, seinen Verstand, dieß Auge der Seele, stärken.

Man hat es noch von jeher für eine Wohlthat gehalten, wenn man dem Auge Anlaß giebt, daß es immer mehr Unbekanntes kenne; wenn man es gesund und rein erhält, stärkt, mit Vergrößerungs- und mit Ferngläsern bewaffnet, daß es immer weiter reiche, und tiefer dringe. Viele Gegenstände beleuchten, und das Auge zu noch mehreren schärfen, wäre Wohlthat, und es soll Uebelthat seyn, immer mehr vom Unbekannten und Dunkeln dem Verstande begreiflicher, immer den Verstand selbst zum Begreifen fähiger zu machen? Dann müßte uns Nacht, und eine düstere Nachtlampe mehr, als heller Tag und Sonnenlicht, ein blödes und krankes Auge mehr, als ein gesund, hell und scharfblickendes gelten. Nein, dem Auge, und der Vernunft des Menschen ist es gleich unbehaglich, im Finstern und Dunkeln zu wohnen, thut es gleich

wohl,

wohl, im Lichte zu wandeln. Nur so lange der Mensch schläft, mag es Nacht seyn, wenn er wirken soll, muß es helle und Tag werden. So findet es jede Menschenvernunft, so spricht die ganze Menschennatur.

Es ist ein Trieb zum Kennen und Forschen in unsere Natur gelegt, ein unwiderstehlicher Trieb, der sich schon im Kinde zeigt, mit dem Kinde aufwächst, in dem trägen, übelgeleiteten Menschen wohl manchmal schlummert, aber auch oft wieder aufwacht, durch keine Kenntniß und Einsicht ganz erschöpft und gesättiget wird, sondern immer nach neuer dürstet und ringt. Schon der starre, geheftete, scharf fassende Blick des Kindes bey jedem neuen bisher unerkannten Gegenstande; sein Deuten, sein Fragen: „Was, wie, warum?“ sind unverkennbare Beweise dieses Triebes. Woher dieser Trieb? Gott, der Urheber unserer Natur, ist auch der Urheber dieses Triebes. Seine Absicht dabey konnte nicht böse seyn, wenn wir ihn nicht lästern; mußte gut seyn, wenn wir ihn als Vater, und jede Einrichtung unsrer Natur als weise und gute Vatergabe des Schöpfers erkennen wollen. Gott hat dadurch dem Menschen den Auftrag und die Vollmacht ertheilt, nach einer immer vollkommnern

Kennt=

Kenntniß, immer hellern Einsicht zu streben; und wer diesen Trieb ersticken, oder zerstören will, der will Gottes Werk zerstören, will durch Eingriffe der menschlichen Ohnmacht eine göttliche Vollmacht aufheben, dessen Urkunde nicht auf schwachem Papier oder Pergament, sondern in die Seele und den Geist des Menschen unauslöschlich geschrieben steht. Unleserlich mag sie zuweilen gemachet werden diese Urkunde, aber nicht ausgelöscht, zurückgehalten, niedergedrückt auf einige Zeit mag dieser Trieb, diese natürliche Wißbegierde werden, in den Banden der Trägheit, oder des Zwanges, aber nicht gänzlich und für immer getödtet. — Es gilt dann von ihm, diesem Triebe, was von der Tochter Jairs geschrieben steht — er ist nicht gestorben, er schlummert nur, und wird wieder lebendig, so bald der Ruf eines Menschenfreundes ertönt: „Erwache!"

Was Gott thut, ist nicht halb gethan. Wenn der Urheber unserer Natur in sie einen Trieb gelegt, daß der Mensch nach Einsicht, Kenntniß und Aufklärung sterben solle; so hat er auch noch Kräfte beygefügt, daß er mit Erfolg darnach streben könne. Wir haben Sinne, durch die wir die Werke der Schöpfung, die Thaten Gottes und der Menschen über=

überschauen, selbst wahrnehmen, und von andern hören; wir haben einen Verstand, durch den wir das Wahrgenommene und Gehörte überdenken, eine Vernunft, durch die wir auf Ursache und Absicht, auf's Vergangene und Künftige schließen, den Zweck unsers Daseyns, die Eigenschaften unserer Natur, die Regeln unsers Verstandes, die Gesetze, Vorschriften und Pflichten unsers Willens erkennen mögen. Wir haben ein Gedächtniß, worinn wir die eingesammelten Schätze der Kenntniß hinterlegen; wir haben Kräfte und Fähigkeiten der Seele, durch die wir immer neue einsammeln, immer verständig = und vernünftiger, immer aufgeklärter, immer an Einsicht und durch Einsicht vollkommner werden können. Und gerade hierinn liegt der Hauptvorzug, der den Menschen von dem Thiere unterscheidet, und zum ersten aller sichtbaren Geschöpfe Gottes macht. Vernunft hat der Mensch, und immer einsichtsvoller, aufgeklärter, immer vernünftiger und vollkommener kann er werden — darauf beruht die Majestät, das Königssiegel, und die Königskrone, die der Schöpfer dem Menschen aufgesetzet, die ihm zum ersten, zum Herrn und König aller übrigen Geschöpfe macht.

Daß

Daß wir Vernunft haben, und immer einsichtsvoller, aufgeklärter und vernünftiger werden können, das ist unser angebohrne Menschenadel. Wenn wir nach der Absicht desselben handeln, wirklich immer einsichtsvoller und vernünftiger zu werden streben, so ist dieß unser neuerworbener Adel, der Verdienstsorden, dessen Kreuz und Stern nicht von Außen aufgeheftet wird, sondern im Herzen, und in der Seele haftet; nicht ein Theil von unserm Kleide, sondern der Hauptbestandtheil von uns selbst ist; nicht einen blendenden Schimmer ins Auge des Menschen wirft, sondern innern Gehalt und Werth vor aller Vernunft, selbst vor der höchsten, vor Gott hat.

Sollen wir nun das größte aller Gottesgeschenke, die Vernunft und Fähigkeit zur immer fortschreitenden, zunehmenden Erkenntniß, Einsicht und Vollkommenheit nicht gebrauchen? Durch wirklichen Gebrauch, durch wirkliche Fortschreitung nach der höchsten Menschenehre und Würde nicht ringen? Sollen wir den Trieb dazu in uns ersticken, die Fähigkeiten und Talente dazu mit Geringachtung und Undank vergraben? Das heißt ja eben so viel, als fragen: Sollen wir faule oder emsige Knechte des Herrn, dankbare oder ausgeartete

artete Kinder des allgemeinen Vaters seyn, und vernünftige oder thierische Menschen werden? Kann jemand bey dieser Frage über die rechte Antwort nur einen einen Augenblick zweifeln? — Niemand.

Jeder wird und muß es sagen: Mensch! der von Gottes Hand in deine Natur gelegte Trieb, die von Gottes Hand in deine Natur gelegte Fähigkeit, immer an Einsicht und Verstand zu wachsen, ist Gottes Vollmacht, Gottes Wink und Aufruf, diesem Triebe zu gehorchen, diese Fähigkeit zu nützen, und deine Seele an nützlicher Kenntniß, Erleuchtung und Aufklärung, so weit es dein Alter, Stand und Beruf zuläßt, zu bereichern. Durch Vernunft bist du Gottes Ebenbild, und du sollst durch Wachsthum an Vernunft, an Einsicht und Weisheit es immer mehr werden.

So gewiß es deine Pflicht ist, über das, was dir der Herr anvertraut hat, getreu hauszuhalten; den guten Grund und Boden, worauf er dich setzte, nach Kräften anzubauen; deinen Verstand und Vernunft, die er dir gab, nicht öde liegen und verwilden zu lassen; so gewiß ists deine Pflicht, immer mehr Einsicht, nach einer immer hellern deutlichen Kenntniß, nach eigner und fremder Erleuchtung und Aufklärung zu streben.

Aber,

Aber, wenn ich gleich die Pflicht kenne, kömmt es nicht noch auf die Weise, sie zu erfüllen, an, damit keine falsche, schädliche Aufklärung entstehe? — Allerdings.

So viel ist gleich zum Voraus sichtbar, daß es bey der Aufklärung nicht auf viele Worte ankömmt, die man dem Gedächtnisse einprägt, sondern auf deutliche Begriffe, die man von Sachen erhält. Die Kinder viele Worte lehren, ohne daß sie einen hellen Begriff von den Sachen haben, worauf sich die Worte beziehen, das heißt nicht die Kinder aufklären, sondern abmatten; nicht vernünftige Geschöpfe, sondern Papageyen und Elstern abrichten; das heißt, ihnen Töne ins Ohr sagen, damit sie ähnliche Töne durch den Mund wieder ausstossen, und etwas von einer Musikmaschine daraus machen, in die man durch die Oeffnung den Wind einzwängt, wo er durch die andere in Töne herausfährt. Nicht nur Töne müßen ins Ohr, nicht nur Worte ins Gedächtniß, sondern helle, deutliche Begriffe in den Verstand kommen — helle, deutliche Begriffe über die Dinge, die durch die Worte bezeichnet werden. Aber über welche Dinge, über welche Gegenstände? Sind alle gleich faßlich, gleich wichtig, gleich nützlich, gleich nöthig?

Nein

Nein — und es leuchtet von selbst ein, daß keine Erörterung der den Kindern noch unfaßlichen Gegenstände, leerer Grübeleyen und Hirngespinnste über die Schwelle der Kinderschulen kommen darf — übel genug, wenn sie noch öfters, und mehr, als sie sollten, in den Hörsälen der Höheren wohnen. Durchaus nützliche Kenntnisse und Anleitung, Erweckung des Verstandes zum Selbstnachdenken und Selbstnachforschen über nützliche Gegenstände — muß dasjenige seyn, wodurch man den Verstand der Kinder zu erleuchten, und aufzuklären sucht. — Aber selbst der Umkreis von nützlichen Kenntnissen ist so ungeheuer groß, daß ihn kein Mensch in seinem Leben, und wenn er auch am umfassenden Scharfblicke ein Salomo wäre, und an Jahren ein Mathusalem würde, ganz auf allen Seiten durchwandern kann. Man wähle also aus den nützlichen Kenntnissen, die man lehren, und für die man erwecken will, zumal für Kinder, nur diejenigen, die ihnen die angemessensten, die allgemein brauchbarsten, künftig für jedes Alter, für jeden Stand, in den sie treten, die nützlichst- und nöthigsten sind.

Es würde zu weitläuftig, und zu meiner Absicht auch unnöthig seyn, dieß alles ausführlicher dar-

darzustellen, und in eine Rede von wenigen Viertelstunden einen umständlichen Schulplan von mehreren Schuljahren aufzunehmen. Nur eine Bemerkung ist hier so nöthig, als wichtig, weil sie das vor Augen stellet, was eigentlich für ein Mißverständniß dem Streite für und wider die Aufklärung zum Grunde liegt. Und diese Bemerkung ist folgende:

So unermeßlich vieles, was durch guten Gebrauch nützlich ist, verhält sich auch wieder so, daß es durch schlechten Gebrauch, durch Mißbrauch eben so schädlich werden könne. Schon in der Einrichtung der Welt, so weit sie von Gott herrührt, ist es so beschaffen; wir dürfen uns also nicht wundern, wenn es in den Kenntnissen derselben, die wir den Kindern beybringen, nicht anders sey. Wohlthätig ist das Licht des Tages, aber manchem leuchtet es auf einem bösen Wege zu feindseligen, ehr- rach- oder geldsüchtigen Bemühungen, zu verderblichen Ausschweifungen. Wohlthätig ist die Stille der Nacht, aber der Räuber gebraucht sie, um den Schlafenden unvermuthet zu überfallen. Was ist uns nützlicher, als das Wasser? Aber dem Selbstmörder dient es, sich hinein zu stürzen, und einem Tyrannen, wie Herodes, einen Theil seiner Familie darinn zu ersäufen. Was ist

uns unentberlicher, als das Feuer? Aber der Ruchlose legt es unter die Scheune des Bemittelten, und setzt sein Haus und Vermögen in Flammen.

Auf gleiche Weise lassen sich Aufklärung, und so viele Gegenstände, die wir dadurch kennen, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt der Menschen verwenden, aber auch zur Störung derselben mißbrauchen. Den Aufgeklärten kann, zumal wenn ihm die ersten Stralen davon zu wohl thun, und wenn er an der Morgenröthe schon die ganze Sonne, an der Dämmerung schon den vollen Tag zu sehen glaubt, so leicht der auf falsche Einbildung ruhende, aber ungegründete Stolz auf sein bischen Kenntniß anwandeln; er kann sich Verachtung anderer, ungelehrig, widerspenstigen Eigensinn erlauben, ausschweifende Freyheit herausnehmen; es kann ihn auf seiner eingebildeten Höhe der Schwindel ergreifen, alles nach seinem Eigendünkel umstalten zu wollen, dabey mit Hitze ohne Klugheit, ohne die bedächtliche Gelassenheit des Weisen, mit Eifer ohne Liebe, ohne Schonung der Schwachen loszustürmen, und dadurch nur Störung, Unruhe und Verwirrung zu verbreiten; zu verschlimmern, was zu bessern, und unterübersich zu kehren, was nur zu ändern wäre. Man

will ihn von falschen Schrecken, die sein Leben verbittern, und seine Geisteskraft lähmen, man will ihn von den Aberglauben, die ihn darein stürzen, befreyen; und er wirft mit dem Aberglauben auch die Religion weg; wird, um nicht abergläubisch zu heißen, ungläubig. Man macht ihn auf den Vorzug aufmerksam, den ihm seine Vernunft giebt, und er verwirft nun, sich in seinen Selbstdünkel allgenugsam, jede fremde Belehrung. Man kann den Menschen über die Gegenstände nicht belehren, ohne ihm nebst dem Nützlichen davon auch das Schädliche zu zeigen, um ihn davor zu warnen; und er bedient sich nun desselben, um andern damit zu schaden. Man lehrt ihn das Angenehme kennen, und er verliebt sich nun darein, und wird ein Weichling. Die Geschicklichkeit seines Kopfes wird ihm ein Anlaß, andere listig zu hintergehen, nur witzig für eigne Vortheile zu seyn, Plane zur unverdienten Erhebung seiner Person, zur ungerechten Unterdrückung seines Mitbruders zu machen. Die Geschicklichkeit seiner Hände dient ihm oft nur dazu, um andern ihr Brod wegzunehmen, und sich aus Hab- Ehrsucht oder Wohllust Reichthümer zu häufen, statt sie für den Dürftigen zu öffnen; um sie gegen Vorgesetzte, Wohlthäter, gegen die Unschuld zu heben, statt sich und die Unschuld damit zu

 schü-

schützen. Man kann sagen, daß in der Hand des Bösen das Nützlichste durch Mißbrauch schädlich, das Angenehmste ein Gift, jede Kraft und Fähigkeit, jeder Gegenstand verderblich, Wasser und Feuer ein Nachmittel, und eine Spanne Erdreichs ein Zankapfel, jedes Werkzeug ein Mordgewehr werden könne. Ja, je weiter seine Kenntniß und Aufklärung über die Dinge, ihre Eigenschaften und Anwendung reicht, gerade um so weiter kann auch der schädliche Mißbrauch davon gehen. Man hat durch einen Lauf von mehreren Jahrhunderten die Künste auf eine hohe Stufe gebracht, und manchem dienten sie nun, nicht durch ihre Vorstellungen der Thaten der Tugend zu verewigen, sondern die Begierden und Neigungen zu wecken, und zum Laster zu reitzen. Man hat nach Jahrtausenden die Buchdruckerey erfunden, und so vielen diente sie nun, unnütze Grübeleyen, eine schimmernde Lüge und Verläumdung, gefährliche Irrthümer und Grundsätze um so schneller und weiter zu verbreiten. Die Magnetnadel und das Pulver wird erfunden, die erste dienlich, um den Weg über die Meere zu finden, aber mißbraucht, um einen neuen Welttheil zu plündern, zu verheeren, und in Fessel zu schlagen; das zweyte, das Pulver, dienlich, um eigne Städte

und Länder zu schützen, aber mißbraucht, um aus Laune, Eroberungssucht, fremde Länder zu zerstören, und ihre Bewohner allem Gräuel der Verwüstung, und zu Tausend und Hunderttausenden dem Tode zu liefern.

Ja, ja — höre ich rufen, das ists eben — da sieht man ja die schönen Früchte der Aufklärung, des Selbstdenkens, Nachforschens, und der neuen dadurch bewirkten Entdeckung und Erfindungen. — Aber nur ein wenig gelassen, ihr, die ihr so ruft! Nicht zu hastig geurtheilt, nicht im Zorne zu voreilig den Stab gebrochen! Ist denn Kenntniß und Aufklärung an allen den Uebeln schuld, und nicht vielmehr der Mißbrauch der Kenntniß und Aufklärung? Seyd ihr so geschäftig, alle die Nachtheile zu überrechnen, die durch die mißbrauchte Aufklärung entstunden, so seyd doch auch wieder so billig, alle die Vortheile zu bedenken, die durch den guten Gebrauch dem ganzen Menschengeschlechte zuflossen. Es würde mir leicht, aber zu lange seyn, eine weit größere Reihe des Guten aufzustellen, das mittels der Aufklärung, mittels erweiterter Kenntniß, Nachforschung und Entdeckung in allen Künsten, Wissenschaften, Handwerken, für die Menschen seit ihrem Ursprunge zur Erhaltung, Trost, Freude und Annehmlichkeit ihres

Lebens, zur Ausbildung ihrer Kräfte und Fähigkeiten, bewirkt worden. Nur diese einzige Bemerkung kann hinlänglich seyn, daß von allem Guten, das seit dem Ursprunge der Welt bis an ihr Ende von und für Menschen gewollt und gethan wird, durchaus nichts konnte gewollt und gethan werden, wenn es nicht zum voraus erkannt war; daß also immer Kenntniß und Aufklärung vorangehen mußte, wenn irgend eine gute, nützliche oder heilsame Wirkung nachfolgen sollte. Freylich gedenke ich nicht zu läugnen, und habe es schon bekannt, daß aus der mißbrauchten Kenntniß eben sowohl Schädliches, als aus gut angewandter viel Nützliches entstehen möge. Aber noch einmal, ist denn Kenntniß und Aufklärung an dem Unheile schuld, und nicht vielmehr der Mißbrauch derselben? Wenn ein Unschuldiger durch das Schwert stirbt, trägt das Schwert die Schuld vom Morde, oder vielmehr die Hand, die den Streich geführt hat, und hätte diese Hand dasselbe nicht eben sowohl zur Vertheidigung als zur Ermordung der Unschuld führen können und sollen? — Nein, nicht Kenntniß und Aufklärung stiftet Unheil, sondern der böse Wille, der das Erkannte und die Erkenntniß übel anwendet. Die Kenntniß macht diesen übeln Gebrauch zwar **möglich**, aber nur der **böse Wille macht ihn wirklich.** Schon

Schon übel genug, denkt vielleicht mancher, wenn durch Kenntniß und Aufklärung Schaden und Unheil nur möglich wird — man sollte ihn unmöglich machen, man sollte allen möglichen Anlaß dazu entfernen. — — Dieß ist auch wirklich die letzte aller Antworten, die sich hier geben läßt, aber gewiß sehr unvorsichtig gegeben wird. Denn ist es wirklich euer Ernst, ihr, die ihr das sagt, wollt ihr wirklich allen, auch nur möglichen Anlaß zum Bösen entfernet haben, so wollt ihr nichts weniger, als die Zerstörung der Welt, wie sie Gott geschaffen. Ihr müßt ihn bitten, daß er dem Menschengeschlechte die Hände nehme, damit sich keine mehr nach Raub und Diebstahl, nach Mißhandlung und Mord ausstrecken möge. Ihr müßt ihn bitten, daß er uns die Vernunft nehme, damit sie andere nie durch Sophisterey hintergehen, durch Ausbrütung böser Plane und Ungerechtigkeiten beschädigen könne. Ihr müßt ihn tadeln, daß er das Christenthum entstehen ließ, denn es gab ja den Unglaubigen Anlaß, Tausende darum zu verfolgen und zu martern, weil sie Christen wurden, und den Christen einen Vorwand, wieder Tausende darum zu drücken und zu tödten, weil sie keine werden wollten. Ihr müßt ihn bitten, daß er alle eure Sinne, alle nützliche Elemente, alle nütz-

liche Geschöpfe aufhebe, weil sie eben dieselben sind, die durch Mißbrauch schädlich werden können.

Nein, H. H.! daß wollen sie nicht. Genug, sagen sie, daß uns Gott so vieles schenkte, was wir zu unserm Vortheile gebrauchen können, wenn es uns gleich auf einer andern Seite viel Nachtheil bringen mag. Genug, daß er uns eine Vernunft gab, um den guten Gebrauch zu wählen, und den schädlichen zu meiden. Und wie sollen wir's nun bey der Aufklärung anfangen, um die Vortheile davon zu genießen, und die durch Mißbrauch derselben erzeugten Nachtheile zu entfernen? Die Antwort hierauf soll uns die wahre Aufklärung kennen lernen, alle Partheyen beruhigen, alle Sreitigkeiten darüber beylegen. — Und diese, wie ich hoffe, zufriedenstellende Antwort heißt so:

Es giebt allerdings Kenntnisse und Gegenstände derselben, allerdings eine Aufklärung, die durch üblen bösartigen Gebrauch nachtheilig werden kann. Aber es giebt auch eine Kenntniß, eine Aufklärung, die gar keines Mißbrauches fähig ist, und die allen weitern Mißbrauch von jeder andern an sich nützlichen Kenntniß und Aufklärung heben kann.

Was

Was ist dieß für eine Kenntniß, für eine Aufklärung? Es ist die Kenntniß und Aufklärung über unsere Pflichten in diesem, über unsere Erwartungen in einem künftigen Leben; über das, was wir thun sollen, und was wir dann von Gott zu hoffen haben; die Aufklärung über Tugend und Religion. Diese muß obenan stehen, und über jede andere herrschen, dann kann und wird uns jede andere erst recht vortheilhaft werden. Diese Aufklärung ist keines Mißbrauches fähig, man kann nach ihr nicht anders als gut handeln, und wenn man nach ihr jede andere Kenntniß und Aufklärung ordnet, so kann man auch diese nicht anders, als gut gebrauchen. Vor allem seine Pflichten kennen lernen, damit man sie thue, dieß zeigt uns, wie man alles übrige Erkannte nie gegen seine Pflicht gebrauchen solle. Wenn man erst das Kind, Gott und seinen Nebenmenschen wie sich, die zwo Hauptpflichten, die zwey Hauptgebothe, kennen und lieben gelehrt, dann lehre man es auch noch alles, so viel es fassen mag, was zur Erweckung, Ausübung und Verbreitung dieser Liebe zu Gott und Menschen dient, zum Trost, und zur allgemeinen Wohlfahrt beyträgt. Man kann ihm von dem allem nie zu viel beybringen, es darüber nie zu viel aufklären; weil

man ihm nur eben so viele Mittel und Werkzeuge zur Bewirkung des allgemeinen Besten darbietet, als man ihm dazu brauchbare Gegenstände kennbar macht. Man vergesse aber nie bey allem, was man ihm darstellt, worüber man es zum Selbstdenken aufweckt, beyzusetzen, und selbst zum Nachdenken darüber aufzumuntern, wie, auf welche Art und Weise es zur Erfüllung unserer Pflichten, zum allgemeinen Nutzen, zur Beförderung der Tugend und Wohlfahrt der Menschen brauchbar sey, nnd daß alles Wissen nur daun einen Werth habe, wenn unsere Kenntniß einzig zur Erreichung dieses Zwecks verlangt, errungen, gebraucht, und mit Klugheit und Liebe, mit Demuth und Schonung verbreitet wird.

Sie erlauben mir, Hochansehnliche! daß ich mich mit meinem Vortrage an die Kinder selbst wende, und Sie mögen dann beurtheilen, ob der Begriff von wahrer Aufklärung, den ich Ihnen darlege, nicht der ächte, nicht derjenige sey, wider den nicht nur keine Kinder= sondern auch nirgend eine gesunde Menschenvernunft etwas einzuwenden vermag.

Liebe Schüler und Schülerinnen! die ihr nun eure und solche Prüfungen überstanden habt, die unter Beyziehung nicht nur eurer Schullehrer,

son=

sondern auch eurer Schulkommissarien, des für euern Unterricht eifernden Dechantes und Stadtpfarrers dieses Gotteshauses, und selbst des bürgerl. löbl. Stadtmagistrats, bereits öffentlich waren, und eine weitere öffentliche Prüfung überflüßig machten; die ihr nun hier versammelt seyd, um dieß Zeugniß und die Preise eures Wohlverhaltens einzusammeln; ihr habt es oft dieses Schuljahr hindurch gehört, daß euer höchstes Gut, euer erstes und letztes Ziel für euer ganzes Leben, für jeden Stand und Beruf, in den ihr tretet, kein anderes sey, und seyn könne, als gut und glückselig zu werden; ihr habt oft dieses Schuljahr hindurch gehört, was ihr thun sollt, um gut zu seyn, und was ihr dann von Gott zu erwarten habt, um glückselig zu werden. Seht, dieß ist die wichtigste aller Kenntnisse, der Grund aller wahren Aufklärung. Ihr habt noch manches anders gelernt, ihr werdet in euerm Leben noch manches anders lernen, ihr sollt nie eine Gelegenheit versäumen, immer mehr an Einsicht und Aufklärung, wie am Leibe und Alter, zu wachsen. Aber alles Wissen gehe immer dahin, um dadurch Gottes Liebe in euch zu erwecken, euern Wohlthätern, Eltern, Lehrern, Liebe zn erweisen, dem Nebenmenschen durch Nächstenliebe zu dienen. Fragt bey

jedem, was ihr neues lernt: Wie kann ich das nach dem Willen Gottes zu meinem und meiner Mitbrüder und Mitschwestern Besten gebrauchen, wie Gottes Güte dankbar im rechten Gebrauche seiner Gaben ehren, wie mich und andere durch den rechten Gebrauch derselben gut und glückselig, immer besser und vollkommner machen? Das Wissen und Erkennen ist zwar zum Gebrauch nothwendig; aber nicht im Wissen und Erkennen, sondern in diesem rechten Gebrauche liegt ein wahrer Werth vor Gott und dem Menschen, und nichts hat einen Werth vor Gott und Menschen, als allein gut seyn, seine Pflichten thun, und alles, was wir erlernen, zum Guten, zur Erfüllung unserer Pflichten gegen Gott und Menschen gebrauchen. Seht, alles dieß recht wissen, um darnach zu handeln, ist wahre Aufklärung, der man keine Schranken setzen darf und kann. Ihr werdet vielleicht einmal von den Rechten der Menschen hören; aber haltet euch vor allem an die Tafel, worauf die Pflichten des Menschen stehen: es giebt kein Recht, gegen seine Pflicht zu handeln.

Ihr möchtet vielleicht auch einmal in einen Stand treten, mit dem einige Macht und Ehre verbunden ist — aber vergesset es nie — es giebt keine wahre Ehre, als die Tugend, und seine

Pflicht

Pflicht gethan zu haben — Es giebt keine andere rechtmäßige Macht, als die Macht, recht zu handeln; es mag dieß Handeln im Gehorchen oder Befehlen bestehen. Man mag sich vor den Höhern und Mächtigern mit dem Körper beugen; aber nur vor Tugendhaften, rechtschaffenen Christen und Menschen, wenn er auch Bürger, Bauer, oder Bettler ist, beugt sich mit Hochachtung, sie mag wollen, oder nicht, jede Seele.

Ihr werdet meistens in Stände eintreten, wo ihr mehr zu gehorchen, als zu befehlen habt. Da möchte euch dann etwa der Gedanke kommen, oder eingeflüstert werden, frey zu leben. Aber bedenkt es wohl, was euch gelehrt worden: Die erste, oberste wahre Aufklärung besteht darinn, daß man seine Pflichten kennt, und die wahre Freyheit darinn, daß man sie aus eignem Triebe des Herzens thut. Wer seiner Vernunft, und dem Gesetze seines Herzens gehorcht, ist frey: wer sich diesen Gesetzen entzieht, der Neigung, Leidenschaft, und dem Schwindel einer übelverstandenen Freyheit, oder herrischen Laune hingiebt, ist ein Sklave, auch wenn er ein Fürst wäre.

Möchtet ihr unter diesen gesinnungen auch künftig außer der Schule euern Kopf ferner mit nützlichen Kenntnissen, euer Herz mit frohem

Mu=

Muthe zu allem Guten, und eure Hände mit nützlichen Arbeiten beschäftigen! Man hat euch heuer ein Büchlein in die Hand geliefert, das euch diese Gesinnungen beybringen, man hat mit der Lehrschule eine Arbeitsschule verbunden, die euch an nützliche Hendearbeit gewöhnen soll. Bringt ihr gute Grundsätze, tugendhafte Gesinnungen, und Freude zur Arbeit aus der Schule ins künftige Leben mit, o dann weiß ich gewiß, daß ihr ein frohes, zufriednes, ein nützlich menschenwürdiges, ein Mensch und Gott gefälliges Leben führen, daß ihr das Vergnügen eurer Wohlthäter, die Freude eurer Eltern, ihr Trost im Kummer, ihre Hilfe in der Verlassenheit, ihre Stärke und Heiterkeit, der Gegenstand ihres frohen mütterlich und väterlichen Segens auf ihrem Sterbebette seyn werdet. Dann weiß ich gewiß, daß euer Betragen nach den weisen und guten Grundsätzen einer aufgeklärten Vernunft, daß die nützliche Anwendung dessen, was ihr gelehrt worden, alle Feinde der Aufklärung entwaffnen — und daß endlich alle Gegenwärtige für diese ihre Gegenwart und kinderfreundliche Theilnahme, dieß euer Wohlverhalten als den werkthätig, vollkommensten Dank ansehen werden, mit dem ich H. A. den meinigen vereinige und ende.

II.

II.

Ueber Sittlichkeit und Tugend.

II.

Ueber Sittlichkeit und Tugend.

Der Gegenstand deines Strebens sey mehr die Vollkommenheit, die von dir, als Lustgefühle und Güter, die von äußern Umständen und andern Menschen abhangen. Im ersten Falle hat dein Streben allezeit einen Werth, und einen Erfolg; im zweyten, wenn Lustgefühle, und die Mittel dazu, dein Abgott sind, bleibt es allezeit ohne Werth, und sehr oft ohne Erfolg. Lauf dein Leben durch bunten Schmetterlingen nach, du wirst die flüchtigen Thierchen hundertmale nicht haschen, und die Achtung des weisen Menschen für allezeit verlieren.

Der Mensch ist nur dann etwas, das einen Werth hat, wenn er tugendhaft und sittlich gut ist. Jedem Wesen, das sich selbst fühlt, muß es am meisten darauf ankommen, was es selbst sey. Alle andere Dinge wechseln; sich selbst trägt man beständig mit sich.

Um ganz ohne Leiden in Freude zu leben, müßte man Macht haben, nach Belieben den Willen

der Menschen, und den Lauf der Natur zu ändern; um froh, selbstzufrieden zu leben, darf man nur sich ändern. Uiber Dinge außer dir vermagst du mit aller Anstrengung wenig, über dich alles. Du kannst keinen ewig heitern Frühlingstag in der Natur, aber du kannst einen in deiner Seele schaffen.

Der menschliche Richter sieht auf die Handlung, die der Mensch thut; Gott auf die Quelle, aus der sie fließt: Jener, wie viel Gutes oder Böses du gestiftet; Dieser, ob und wie viel du Böses oder Gutes stiften wolltest. — Der Büßer vermag nichts mehr über die Handlungen, die einmal geschehen sind, aber alles über Herz und Willen, aus dem sie kamen. Man kann nicht ändern, was vorüber ist; aber bessern, was man selbst ist.

Jede Handlung werde mit Güte und Gerechtigkeit, mit Kraft und Klugheit, mit Besonnenheit und Selbstgegenwart unternommen und ausgeführt, dann hat sie die vier Haupttugenden der Alten:

Iustitia — fortitudo — prudentia — temperantia, seu moderatio animi.

Ohne Güte und Gerechtigkeit giebts keine gute Handlung — ohne Muth und Tapferkeit kömmt

es

es bey einiger Beschwerniß nicht zur Ausübung — ohne Klugheit wird Güte oft an Unwürdige, und nicht im rechten Maaße vertheilt — und endlich ohne Besonnenheit, Selbstgegenwart, leitende Selbstherrschaft (temperantia, moderatio animi) wird oft noch mitten in der Ausführung gefehlt. — Die vier Haupttugenden der Alten haben also nicht, wie man oft glaubte, jede zu ihrem Gegenstande besondere und verschiedene Handlungen, sondern sind Haupteigenschaften einer jeden derselben, wenn sie gut seyn, und Achtung verdienen soll.

Furchtsame, sclavische Ehrbezeigung gegen Grosse und Reiche wirkt bey dir und andern nur zu leicht übermäßige Hochachtung von Reichthum und Macht. Sobald man einig wird, an dem Menschen nichts, als Tugend hochzuachten, fodert man auch sich und andere auf, tugendhaft zu seyn. Du sollst vor Höhern nach der Vorschrift bürgerlicher Uibereinkunft deinen Rücken, aber nur vor Rechtschaffnen nach der Vorschrift der Vernunft deinen Geist neigen.

Tugend und Fehler gränzen oft so nahe an einander, daß es schwer hält, sich von einem Gebiete nicht in das andere zu verlieren. Wer's so redlich und gut mit dem Menschen meynt, daß er

andere nicht betriegen mag, ist oft eben darum so leichtgläubig, daß er leicht mag betrogen werden. Er nimmt sein eigen Herz zum Maaßstabe jedes andern; dieß ist ein gutes Herz, aber kein allgemein richtiger Maaßstab. — Der alte Deutsche war gastfrey, aber auch unmäßig — der Freund wird leicht partheyisch, zu nachgiebig und schwach gegen den Freund, zu hart und ungerecht gegen andere.

Die vorzüglichste Art, seine Freyheit zu behaupten, besteht darinn, nie etwas anders zu wollen, als man soll; dann darf man thun, was man will.

Die Absicht und Reinheit des Willens bestimmt den moralischen, der Erfolg und Einfluß auf die Gesellschaft den politischen Werth unserer Handlungen. Die That, die in ihren Folgen so helle glänzt, ist oft eben so trübe in ihrer Quelle. Der Hörer und Zuschauer kann größtentheils nur nach jenen, der Thäter selbst soll sich einzig nach dieser beurtheilen.

Man sorgt für Glückesgüter und Reichthum so sehr, als hienge hier alles — und für Tugend und sittliche Vollkommenheit so wenig, als hienge hier wenig, oder nichts von uns ab. Die ersten wollen ganz unsere Menschenhände erwerben; die

letzte soll uns Gottes Gnade beynahe ohne unser Zuthun geben. Und doch verfährt der Weiseste bey seinem Unterrichte gerade umgekehrt. Er befiehlt vor allem, nach Gottes Reich und Gerechtigkeit selbst zu streben, und sichert uns dann die Hoffnung zu, auch was wir sonst noch bedürfen, durch Gottes Fügung zu erhalten. Es hängt von dir ab, so gut zu seyn, als du willst; aber nicht immer so viel zu haben, als du verlangst, oder auch bedarfst. Hagel und Blitz, und allerley Unfall, kann deine Felder und Wohnung, aber nicht deine Tugend andasten.

Tugend und Gottesverehrung hält man, wie ein Paradekleid, das man nur an Feyertagen in die Kirche anzieht, und dann zu Hause wieder ablegt — oder wie eine Arzney, die man im Jahre ein paarmal einnimmt, um sich vor todsgefährlicher Krankheit zu retten. Aber deine Seele bleibt nackt, wenn sie nur dein Parade = und nicht dein Hauskleid — krank und schwach, wenn sie nur deine Arzney, und nicht dein tägliches Brod ist.

Trenne Rechtschaffenheit und Klugheit, so ist die erste oft nur blinder Eifer, und die zweyte niedrige Schlauheit. — Vereinige sie, so sind sie wohlthätige Weisheit

Der

Der Weisest = und Rechtschaffenste ist ein König unter den Menschen, andere Könige sind es nur unter den Bürgern.

Eine tapfere That macht keinen Helden, und Eine gute keinen Gerechten. Nenne den Fluß nicht groß, weil er sich des Jahres einmal ergießt, sondern weil er gewöhnlich voll und schnell läuft.

Mit manchen Tugenden ists noch dermalen, wie mit Pflanzen. Einige kommen besser auf gut bestelltem, andere auf unbestelltem Boden fort — einige bey wilden, andere bey kultivirten Nationen. Der rohe Deutsche war offenherzig und wahrhaft, der verfeinerte ist zurückhaltend, und auch wohl arglistig. Man gewinnt beym Ausarbeiten an Politur, verliert aber auch oft eben so viel an Stärke und Kraft. Wo sich Licht des Verstandes mit der Kraft des Entschlusses gattet, da steht der Muth der rohen, und die Einsicht der kultivirten Völker im Einklange, da errichten sie der Tugend einen Thron, auf dem sie allgewaltig herrscht.

Man will sich so gerne unter seinen Brüdern auszeichnen; jener, indem er die Welt umsegelt, und Menschen aufsucht; dieser, indem er sich in eine Einöde verkriecht, und sie flieht. Doch liegt wahre und schätzbare Auszeichnung nicht darinn, ganz be-

son-

sondere Posten zu wählen, sondern jenen, den man uns anwies, mit ganz besonderer Treue zu verwalten. Bey einer schlechten Schauspielergeschellschaft will jeder den König machen, damit er glänze; bey einer guten nur jeder die Rolle, die ihm so angemessen ist, daß er sie gut spiele.

Kleine Geister jammern über mißlungene Plane, grosse eilen zu neuer Thätigkeit. Doch wenn das Zïel, worauf man losstrebt, der Menschenvernunft nicht würdig ist, so sinkt der große Geist zum kleinen herab. Er wandelt mit Kraft, aber nicht im Lichte; er ist der Verschwender seines Vermögens, wenn er nicht Menschenwohl damit einlöset.

Seine Entschließung bloß auf Neigung bauen, ist Sclaverey, sie vorzüglich auf Vernunft und Tugend gründen, ist die wahre Majestät des Menschen.

Man strebt sich zu heben, aber mehr zur hohen Würde, als zur Würdigkeit; sorgt für den Hut, aber nicht für den Kopf; für ein Ehrenzeichen auf der Brust, aber nicht für das Herz, das darunter schlägt. Tugend im Herzen ist der einzig ehrmachende Stern im Orden der Menschheit.

Wo sich die Vernunft von der Neigung und Leidenschaft überwältigen läßt, da wird der gebohrne Sclave Herr, und der gebohrne Herr Sclave.

Sey

Sey tugendhaft, und über niedrigen Tand erhaben, so erhältst du die Freundschaft eines großen Mannes; sey niederträchtig, und krieche, so erwirbst du etwa die Gunst irgend eines großen Herrn.

Mit Tugenden und Edelsteinen wird viel Betrug gespielt; sie lassen sich nachkünsteln, und nur durch ein Kennerauge unterscheiden. Die meisten Menschen suchen, ihre Tugenden bekannt zu machen, wie der Kaufmann seine Waaren — beyde wollen sie hoch an den Mann bringen.

Suche nicht tugendhaft zu scheinen, sondern zu seyn. Heucheley, Schein von Wahrheit und Tugend, stiften in der Welt vielleicht mehr Böses, als Wahrheit und Tugend Gutes. — Indessen ist doch selbst Heucheley mitunter auch ein Tribut, den das Laster der Tugend zollet. Man würde den Schein von dieser nicht annehmen, wenn man nicht überzeugt wäre, daß sie jedem Hochachtung abnöthige, und verdiene.

Die Tugend zwingt jedermann Ehrfurcht ab. Die größten Bösewichter wagen es nicht, dagegen aufzutreten. Sie machen erst den Menschen schwarz, den sie lästern wollen. Arm oder reich — schön oder häßlich — berühmt oder unberühmt — gelehrt oder unwissend — das steht ihrer Lästerung nicht im

We=

Wege; aber Tugend hemmt sie. Bedarf's noch Beweise, daß sie als das höchste Gut von Guten und Bösen angesehen werde?

Wahrheit und Tugend gleicht bey ihrem Liebhaber einem entfernten Berge. — Er behält ihn immer im Auge, aber er kömmt ihm nur langsam nahe.

Die Tugend ist ein Mantel, den der Bösewicht umhängt, um sich Sonneschein und gut Wetter zu machen, und in den sich der Rechtschaffne hüllt, um sich gegen Regen und Sturm zu schützen.

Ein bescheidner Tugendhafter ist ein fruchtbarer, dickbelaubter Baum. Er verbirgt die Früchte unter den Blättern. Mit diesen bedeckten unsre Stammeltern ihre Nacktheit, und er seinen Reichthum.

Es giebt Leute, die kaltblütig Schurkenstreiche aussinnen, aber doch bey der Ausführung vor ungerecht grausamen Drucke der Unschuld zurückheben. Sie scheinen, einen Teufel im Kopfe, und einen Engel im Herzen zu haben. Selig, wer sich mehr im heiligen Gesetze gefällt, das in unserm Herzen, als im künstlich angelegten Plane, der zu fremdem Verderben in unserm Kopfe ist.

Wo ist bewährte Tugend? Hör' es! — das wahre Gold widersteht dem Feuer, das keusche Weib dem Golde, und der weise Mann dem Weibe.

Der Tugendhafte bleibt schätzbar, auch in der Dunkelheit und Bedrückung; und der Bösewicht wird es nie, auch im Glanze und in Hoheit. Der Diamant behält seinen Werth, wenn er auch in eine Mistgrube fällt, und der Gassenstaub erhält keinen, wenn ihn der Wind auch bis zu den Wolken hebt.

Die Freunde des Wahren und Guten sind so sanft, daß sie sich keine Gewalt erlauben, um es zu verbreiten, und so stark, daß sie dazu keine Gewalt vermag, es zu verläugnen. Sieh die Geschichte Jesu, und der Apostel.

Der Mensch bläst sich in seinem Eigendünkel zu einer Gottheit auf, und sinkt durch Begierlichkeit bis zum Thiere herab. Er ist so stolz, daß er mehr seyn will, als ein Mensch, und so niederträchtig, daß er oft lebt, wie ein Thier. Seine eitle Einbildung hebt ihn über die Wolken, und seine Sinnlichkeit haftet ihn an die Erde. Sein Flug ist für seine Schwerkraft zu hoch, und sein Fall für seine Schwungkraft zu tief. Er muß in seinem Körper an der Erde bleiben; aber er kann sich mit seinem

Geiste gen Himmel schwingen. Er kann ohne sinnliche Neigungen nicht leben, aber er soll sie durch Vernunft leiten. Neigungen sind rasche Pferde, die uns von der Stelle bringen; aber die Vernunft muß die Zügel halten, und sie lenken.

Es giebt eine sinnliche Größe, da man viel Angenehmes genießt, eine geistige, da man viel Wahres erkennt, und eine sittliche, da man viel Gutes, und nur Gutes will und thut. Der reiche Angesehne und Wohllebende hat die erste, der gelehrte Kenner die zweyte, der Tugendhafte die dritte. Man kann arm und unwissend, aber man darf nie ein Bösewicht seyn. Zur sinnlich und geistigen Größe kann nicht jeder aufstreben, und darf nicht jeder jedes Mittel dazu aufnehmen; aber die Anstrengung zur Erringung sittlicher Größe kann man keinem Menschen erlassen. Die ersten Zwey hangen sehr oft von äußern Umständen und fremden Willen ab; die letzte von uns und unserm Willen.

Da sich Vernunft und Neigung nicht miteinander vertragen, so wollten einige diesen entsagen, und Götter — und andere jener, und Thiere werden. Doch beyde bleiben Menschen, die bald diese, bald jene herrschen lassen. Nur wenige sind es, die der Vernunft ein fortdauerndes Recht, zu befehlen,

fehlen, und den Neigungen eine unerlaßliche Pflicht, zu gehorchen, anweisen.

Recht und Unrecht ändert sich oft nach dem Klima. Ein neuer Grad der Polhöhe wirft die ganze Jurisprudenz übern Haufen; ein neuer Meridian entscheidet anders über die Wahrheit — Beide haben ihre Gränze an dem Bach und Gebirge, das die Gränze des Lebens ist. Doch das ist Recht und Wahrheit, nicht wie sie in der Natur des Menschen gegründet sind, sondern wie sie durch Menschen entstellt werden.

Die Bösen vergessen ihre Uibelthaten, und die Guten ihre Wohlthaten. Der Beste vergißt das Gute, das er andern, und das Böse, das sie ihm thun.

Man stellt sich Plato und Aristoteles in langen Kleidern und mit ernsten Mienen vor. Indessen waren sie doch wohl auch Menschen, die mit ihren Freunden lachen, wie wir. Nicht eben, da sie über Gesetze, Wissenschaften und den Staat schrieben, waren sie strenge Philosophen; sondern, da sie einfach, zufrieden und tugendhaft lebten; durch jenes zeigten sie sich als Kenner der praktischen Philosophie, durch dieses als praktische Weise und Philosophen.

Wer aus dem reinsten, gottergebensten, liebvollsten Herzen lehrt, den kann niemand so recht verstehen, als der Reine, Gottergebne, Liebvolle. Den Guten versteht der Gute, den Weisen der Weise, wie den Ackersmann der Bauer, und den Meister sein Gesell.

Wenn uns die Vernunft nur Streitregeln, und keine Waffen giebt, so kann sie uns weiter nichts mehr sagen, als daß wir Weise im Denken, und Thoren im Handeln sind. Sie wird unsere scharfe Anklägerin, und bleibt unsere hilfleere Freundinn. Sie muß, wenn der Mensch nicht das Spiel der Neigungen seyn soll, ihm nicht nur Licht, sondern auch Kraft geben; zeigen, wohin er soll, und in Bewegung setzen, damit er gehe. Wissen ohne Thun hat keinen Werth.

Es giebt zwey Stützen der menschlichen Tugend und Wohlfahrt, die es aber nur dann sind, wenn man sie miteinander verbindet. Sie heißen: **Der wahre Geschmack des Lebens, und der öftere Gedanke des Todes:**

Sich des Lebens freuen,
Den Tod nicht wünschen, und nicht scheuen.

Eine tugendhafte Handlung möchte wohl Lob verdienen — Wenn aber der Handelnde dieß of-

fenbar

fenbar dabey sucht nnd fodert, so glaubt jedermann sich berechtigt, es ihm zu versagen. — Zeigt dieß nicht von der allgemeinen Uiberzeugung, daß man Gutes lediglich um des Guten willen thun müße?

Wer so lebt, daß er den Tod nicht zu fürchten hat, hat nichts zu fürchten — und der Gute, der nichts fürchtet, ist den Bösen am meisten furchtbar.

Warum wanken die Menschen so sehr links und rechts? Sind bald böse, bald gut? — Ihre Seele hat kein Ziel, auf das sie unwandelbar gerichtet wäre. Wer sein Auge auf einen Punkt fest und gerade für sich hinheftet, geht sicher über schmale Wege; wer seitwärts blickt, den ergreift der Schwindel.

Man kann sich auch in die Tugend verlieben; aber man muß sie nicht so viel lieben, weil sie Schönheit hat, als weil sie Achtung verdient — nicht aus Neigung, sondern vernünftig, nicht wie sein Mädchen, sondern wie sein Weib. Ein empfindelnder Tugendverliebter wird kalt, wie jeder empfindelnde Liebhaber; ein rechtschaffner Gatte bleibt getreu.

Ein Weiser lachte, ein anderer weinte immer. Am besten ists, weder lachen, noch weinen, sondern

dern mit Ernst, und frohem heitern Muth wandeln, und seinen Richtsteig halten.

Man spricht nun viel von der reinen Vernunft. Ich schätze die Männer, die hier alles ins Reine bringen wollen. Aber thut man auch eben soviel fürs reine Herz? Hier sollte es jeder zuerst ins Reine mit sich selbst bringen.

Es giebt zweyerley Unschuld: Eine, da man die Sünde noch nicht kennt, noch keinen Reiz dazu fühlt; und wieder eine, da man jene kennt, und diesen besiegt. Die erste ist geschenkt, und Almosenbrod, die zweyte selbst erworben, und Brod für Arbeit. Erworbnes Brod schmeckt besser, als geschenktes, und vernünftige Unschuld aus festem Willen ist weit über gemeine unfreye Unschuld mit rothen Wangen.

Der Tugendhafte hält keine Handlung für gering. Keine Handlung des Menschen ist kinderlos; jede pflanzt sich durch Folgen fort, und oft wird aus einem Adam eine ganze Welt.

Die Menschen sind nicht da, um nebeneinander zu grasen, und ein Mann, der ein Vernunft- und Tugendgesetz in sich trägt, kann sich mit einem süßern Gedanken niederlegen, als daß er satt ist.

Weich-

Weichherzige, hochfliegende Gefühle sind nicht das Element, in denen dauerhafte Tugend wohnt. Sie können uns aufblähen, aber nicht zur wahren Größe aufrichten; sie können das Herz reizen, aber nicht stärken; jene verbrausen, und dieß kehrt zur natürlichen Lebensbewegung zurück, und fühlt nun, wie nach einer Fieberhitze, seine Mattigkeit mehr, als vorhin. Gefühle bringen Anwandlungen, Grundsätze allein feste Tugend hervor. Kaltes Eisen ist fester, als glühendes; Entschluß und Muth mit Kälte unentweglicher, als rasches Feuer.

Der Bösewicht ist ein Mensch, der sich selbst seine Fesseln schmiedet, und seinen Kerker baut. Jene hindern seine Kraft, frey zu wandeln, und dieser das Licht hell zu schauen. Er möchte manchmal von diesem Zustande frey seyn, könnte frey werden, aber hat den Muth nicht, sich frey zu machen. Er will nicht bleiben, was er ist, und doch auch nicht werden, was er seyn soll. Wahrlich ein übler Zustand, der ihm viel Unruhe machen könnte! Um dieser zu entgehen, sucht er nicht gesund zu werden, sondern nur zu vergessen, daß er krank sey. Er vergißt sich auf tausend verschiedne Gegenstände, und derjenige, den er unter allen am

un-

unliebsten und wenigsten anblickt, ist — Er selbst.

Der solideste Reichthum ist — ein angebauter Kopf, und ein gutes Herz.

Wer sich immer zum Kampfe gegen seine Neigungen gefaßt hält, der zieht in den heiligen Krieg; wer darinn stirbt, wird selig.

Man kann rastlos streben, und doch Ruhe haben, wenn man auf das menschenwürdige Ziel losstrebt. Wer auf sinnliche Lust und Wohlleben Jagd macht, ist ein irrender Ritter, reitet spornstreich durchs Leben, und findet keine bleibende Stelle, bis ihn der Tod aus dem Sattel hebt.

Glücklich, wer zu rechtschaffen ist, um verachtet, und nicht groß und reich genug, um beneidet zu werden; der ohne Aufsehen alles darf, weil man von ihm gewiß ist, daß er nichts Böses oder Schädliches will.

Je weniger jemand gegen seine Neigung gezwungen wird, desto mehr politische Freyheit glaubt er zu genießen; je weniger jemand nach Neigung,

je mehr er nach Vernunft handelt, desto mehr moralische Freyheit besitzt er.

Der ganz gesunde Mensch wüßte nichts von der Gesundheitslehre, und der ganz gute nichts von der Sittenlehre. Sittenlehre ist Arzneylehre für den Kranken, und Reglement der Diät für den Gesunden.

Ein Mensch mit fortwährendem Bestreben, besser zu werden, ist ein ächter Priester des Höchsten, allezeit im Dienste des göttlichen Wesens.

Das Göttlichste im Menschen ist Vernunft — und das Unseligste ist, das Göttliche von Gott losgerissen, oder mißbrauchte Vernunft. Dann bin ich königlich groß, wenn ich der Vernunft gehorche.

In allen Gesetzen und Handlungen darf die Frage, ob es nütz sey, erst dann gelten, wenn vorher entschieden worden, daß es recht ist.

Jedermann, sagt Augustin, hat seine Schlange, seinen Adam, und seine Eva. Die Schlange sind die reizenden Gegenstände, die Eva unsere

Be-

Begierlichkeit, und der Adam unsere Vernunft. Wie leicht läßt sich aber so oft die Eva von der Schlange, und der Adam von der Eva überlisten?

Wer tugendhaft scheinen will, ob er es gleich nicht ist, zeigt eben dadurch eine Hochachtung für die Tugend, die er nicht hat. Sonst legt man dem, was uns mangelt, gerne einen geringen Werth bey, damit uns ja nichts Wichtiges mangle. Aber Tugend und Rechtschaffenheit getraut sich niemand herab zu setzen. Sie bleibt uns immer von so vorzüglichem Werth, daß wir als Rechtschaffne zu gelten suchen, wenn wir es auch nicht sind.

Wer sich getreu an die Vorschriften der Tugend halten will, muß sich gegen die Seite des Lasters rüsten. Ein Mensch, den man unbereitet überfällt, ist schon halb geschlagen. Dagegen wer sich gefaßt hält, ist so gut, als ihrer zwey.

Auch der Beste bleibt noch unvollkommen. Das Leben des Menschen ist eine unvollendete Predigt. Viele sterben beym **Exordium**; andere kommen bis zum Thema und zur Division; einige haben auch schon das Gerippe zur Ausführung vor sich lie-

gen — Aber zur rechten Ausführung, Application, und zum Amen kömmt keiner.

Gewohnheit ist ein falscher Lichtengel, der dem Laster seine Schwärze nimmt, und ein wahrer, der die Ausübung der Tugend zur Lust macht.

III.

Das Gewissen.

Dem Rechtschaffnen wird zwar bey seiner Tugend hienieden nicht immer Freude; es quält ihn manches Leiden, mancher Druck. Aber er hat bey jeder Freude eine Würze, die sie erhöht; bey jedem Leiden einen Balsam, der es lindert. — Diese Würze und dieser Balsam heißt Selbstzufriedenheit, oder ein gut Gewissen.

Wenn Zeugen für meine Unschuld aussagen, so spricht mich der Richter los; wenn dabey mein Gewissen nicht mitzeugt, so verdamm' ich mich selbst. — Ein gut Gewissen, sagt jemand, ist besser, als zwey Zeugen.

Wer ein gut Gewissen hat, ist ein Bach, der sanft fließt, und keine Wellen schlägt, ein Ruhender, der sanft schläft, still auf einer Seite liegt, und kein Deckbett reißt.

Wer froh in sich hineinschaut, kann auch froh in der Schöpfung um sich herum, und zu Gott aufschauen. Freude an der Natur ist das *probatum est* eines guten Gewissens, und der Geist Gottes sein Diplom.

Um

Um Frieden vom Nachbar zu haben, muß man einen guten Ruf, um Frieden mit sich zu behalten, ein gut Gewissen haben. Der Ruf steht zu viel in fremder, das gute Gewissen ganz in unserer Macht. Beym übeln Ruf fällt man in Menschen- und beym bösen Gewissen in Gottes Hände.

Gefühl seines Werthes giebt Kraft, Gefühl seines Unwerths raubt sie. Tugendhaft zu werden, fodert — und tugendhaft seyn, giebt Muth.

Man hört und glaubt gerne, wenn uns Menschen loben; aber ungerne, wenn uns unser eigen Gewissen tadelt. Das heißt aber doch, lieber dem glauben, was andere, oft sehr lügenhaft, sagen, als dem, was wir selbst zuversichtlich wissen: mehr glauben dem, was man aus fremdem Munde hört, als dem, was man mit eignem Auge sieht.

Das Gewissen ist ein heller Spiegel. Aber der Mensch giebt sich erst durch Selbsttäuschung Vorzüge, die er nicht hat, bevor er darinn schaut, was er ist — eitel, wie ein Frauenzimmer, das sich erst dann gerne im Spiegel anblickt, wenn es sich vorher Putz und Schminke gab.

Dem Guten ists genug, wenn um das, was er ist, nur er weiß; dem Bösen, wenns nur sonst niemand erfährt. Der Bösewicht wird verwirrt,

wenn man ihn auf einer bösen, und eine stille mit sich zufriedne Seele, wenn man sie auf einer guten That erhascht. Beyde wollens der Linken nicht wissen lassen, was die Rechte thut.

Der Bösewicht, der an keine Hölle glaubt, trägt doch eine in seinem Herzen. Er mag sie in der Betäubung, unter Geschäften und Vergnügen, sehr leidentlich fühlen; aber nur ein widriger trostloser Zufall — so wird er darinn unleidlich brennen.

Zur Speise ist innere Zufriedenheit das Salz, zum Weine das Zuckerbrod. Indessen ist der ein Kind, der nur immer am Zuckerbrod naschen, und nur der ein Mann, ders nicht so viel haben, als verdienen will.

Man sagt: „Der Schlaf gleiche dem falschen Freunde; im Jammer verlassen uns beyde.“ Doch wenn dein schuldloses Herz dir nichts vorzuwerfen, und deine männliche Seele sich zu fassen weiß, so wird dich noch sanfter Schlaf erquicken, wenn dich auch Menschen verlassen. Unglück verscheut den falschen Freund; aber nur ein böses Gewissen und ängstlicher Jammer den Schlaf.

Der Böse kann nicht schlafen, wenn er nicht vorher Böses that, und nicht ruhig erquickend schlafen, wenn ers that. Wer im Dienste der

Tugend steht, schläft sanft ein, und wacht heiter auf. Auf seine gemeinnützige Thätigkeit erfolgt Ruhe, die erquickt, und auf die Ruhe neufrohe Thätigkeit, zu der sie stärkt.

Wer einen herrschenden Tugendsinn hat, der hat auf der Reise seinen Führer, bey der Arbeit seinen Gehilfen, und im Schlafe seinen Wächter.

Das Gewissen ist der richtende Gott in dem Menschen. Wer, um der Anklage des Gewissens auszuweichen, sich ins Gedränge der Gesellschaft mischt, nach rauschend- und betäubenden Vergnügen jagt, der möchte gerne sein Ohr vor Gottes Stimme bewahren, und eine Freystadt suchen, wo er vor den Foderungen der Vernunft sicher sey.

Wer ist größer — der Held, der nie vor einen andern floh, oder der Mann, der beym vollen unpartheyischen Bewußtseyn nie vor sich selbst zurück wich?

Ein böses Gewissen ist Kläger, Richter und Henker in einer Person — Giebt jedem Leiden unterm Monde einen Stachel, jeder Rose einen Dorn. Dem Bösewicht singt selbst die Nachtigall: „Du bist ein Mörder“ — und die Lerche: „Du hast geraubt.“

Man

Man liest schöne Attestaten und Testimonien, die unsere Jugend von der Schule, und der Mann von seinem Amte mitbringt. Das schönste ist das Attestat des Gewissens: „Ey du guter und getreuer Knecht!"

Was du einmal Böses gethan, das magst du wohl auf eine Zeit, aber nicht immer, vergessen. Wenn der Rausch vorüber, denkt man erst recht an den vorigen Tag. Noch am Ende des Lebens foltert manchen, was er beym Anfange des vernünftigen Lebens that. Das Gewissen hat ein göttliches Gedächtniß.

Es giebt im Menschen so gut etwas, das ja und nein, wie etwas, das gut oder böse sagt. Sein Verstand sagt ihm oft, ohne daß er Beweise geben kann, was wahr, und sein Gewissen, was gut sey. Gesunder Verstand, moralisches Gefühl ist ein täglich Brod; gelehrter Wörterkramm, und philosophisch-moralische Schnirkeley ist gebackwerk, das Kopf und Magen verdirbt.

Wer ein gut Gewissen hat, hält den Donner nicht für des Herrn Schelten, sondern für Musik. Trifft ihn der Blitz, so ists, als würd' er mit Feuerrossen im Feuerwagen gen Himmel geholt.

Eine gute That am Morgen macht heller und heiterer, als das Sonnenlicht — Sich bessern, ist ein nenes Hemd, das uns wohl macht, wenn man's anzieht.

Das Recht steht zwar im Buche, aber das rechte Recht steht im Herzen, und zwar im rechten Herzensflecke, im Gewissen geschrieben.

Es ist kein Mensch so heilig, daß er nur vor sich selbst genug Ehrfurcht hätte, genug Achtung den Aussprüchen seiner Vernunft und seines Gewissens bezeigte.

Man kann niemanden Gutes thun, niemanden eine Liebe erweisen, ohne sich selbst noch größere zu erzeigen. Das kleine Almosen, das man dem Bruder aus voller Herzensgüte mittheilt, wirkt einen Schatz für unsere Seele; das Brod, das seinen fodernden Hunger stillt, stillt auch die laute Foderung des Gesetzes, das in uns liegt; der Balsam auf sein wundes Herz labt das unsrige.

IV.

Menschenkenntniß, Selbstkenntniß.

An dir mußt du den Menschen überhaupt, an dir mußt du besonders dich kennen lernen. Um mit Menschen klug und weislich umzugehen, um sie klug und weislich zu leiten, bedarf man eine Fertigkeit, sie zu kennen; man erlangt sie aber nicht wenn man nicht erst eine Fertigkeit hat, sich selbst zu beobachten. Bist du dir selbst ein unbekanntes Land, so bleiben dir andere eine fremde Welt. Wer sein eigen Herz zu ergründen sucht, der polirt den Spiegel, in dem er andere schauen mag.

Die Liebe lehrt mich, die Menschen als gut beurtheilen, Erfahrung und Klugheit als böse fürchten. Die Liebe sagt mir: „So lange du nicht gewiß bist, daß der Mensch böse sey, halt ihn für gut" — Und die Klugheit sagt: „So lange du nicht gewiß bist, daß der Mensch gut sey, handle so mit ihm, daß er dir nicht schaden mag, wenn er auch böse ist." Milde Beurtheilung und kluge Vorsicht streiten nicht gegeneinander, die erste gründet sich auf die Unwissenheit, die zweyte auf die Möglichkeit, daß mein Nächster böse gesinnt sey. Ja, um mich vorsichtig zu machen, be-

darf

darf es nicht einmal der Furcht vor bösartiger Handlungsweise. Genug, wenn oft uur seine Meynung verschieden, ob gleich sein Herz gut ist. Also auf meine liebvolle Beurtheilung und Vertheidigung hat jedermann Anspruch, der nicht offenbar böse, auf mein Zutrauen niemand, der nicht offenbar gut ist — gut und hell denkt.

Nulla dies sine linea — ein goldner Spruch! Was für ein Kapitalist würde der, der nicht ermüdet, alle Tage etwas zu hinterlegen! — Aber wie ist der Mensch? Er hat die Geduld nicht, langsam viel zu gewinnen. Er will das Ganze, aber nicht, wie es ihm allein werden kann, allmählig durch seine Theile. Nur der Entschlossene, weislich ökonomische Mann verstehts, theilweise zu sammeln und zuzuwarten, bis die Sandkörner zum Sandberge werden. Gewöhnliche Seelen fliegen bald auf, wie ein Adler, und sinken aus Ungeduld, noch nicht an der verlangten Höhe zu seyn, bald wieder abwärts, wie ein Stein. Nur Neigung giebt ihnen Flügel, die schnell aufbrauset und sinkt, nicht die Stärke der Vernunft, die immer dieselbe ist.

Unser Kennen, und unser Wollen — keines ist ganz vollkommen. Wer nur eine Sache ganz

kännte,

kännte, müßte alle kennen; wer nur eine Tugend ganz hätte, alle haben.

Wenn du Leute siehst, die überall Winke geben, daß sie mehr wissen, als sie sagen; so räche dich an ihrer Eitelkeit, und glaube, daß sie meistens mehr sagen, als sie wissen.

Hoffe nicht, daß dir die Welt eine große Wohlthat mit großem Danke vergelten werde, sondern schau in die Geschichte, wie sie von jeher vergolten hat. Mißlingt es dem Einen, die Welt von einem Ungeheuer zu befreyen, so wird er etwa mit vier Pferden zerrißen: gelingt es dem Andern, sie mit einem neuen Ungeheuer zu besetzen, so wird er mit sechs Pferden gefahren. — Die oberste und die unterste Klasse der Menschen mißkennt meistens ihre wahren Freunde, verbittert oder nimmt das Leben denjenigen, die sie besser und freyer, vernünftiger und glücklicher zu leben lehren wollen. Indeß bleibt doch der Wohlthäter, den Undank verfolgt, aber nicht ermüdet — der erhabendste Wohlthäter.

Im Privatleben spielt der Mensch seine eigne, im öffentlichen meist eine fremde Rolle. Hier deklamirt der schlechte Vater über die Nothwendigkeit der guten Erziehung; der feindselige Gatte

über eheliche Treue und Liebe; der Verschwender über weise Oekonomie; der furchtsame Geisterspäher über die Albernheit der Gespensterfurcht; der Hausvater einer zerrütteten Familie über die Einrichtung des Staats. Das Gesicht, das man im Publikum zeigt, ist eine Masque desjenigen, das man zu Hause trägt, ein schöner Titel vor dem schlechten Buche. Man will scheinen, was man nie war, um zu verbergen, was man ist. Der Mensch im Publikum steht auf dem Theater, und übertüncht seine Blaßgestalt, der Mensch zu Hause wohnt im par-terre. Der Privatmensch und der öffentliche sind oft eben so weit unterschieden, als der Hausrock, und das Staatskleid. — Willst du wissen, wer du seyest? — Das, was du dann vorstellest, wenn dich kein Zwang dringt, dich anders zu zeigen, als du bist. Deine stillsten Gedanken und Wünsche, die du in der Einsamkeit hegst, sagen's dir lauter, wer du seyest, als deine Reden und Thaten, mit denen du öffentlich auftrittst.

Wie läppisch ist der Mensch! Er zählt, wenn er auf- und abgeht, seine Schritte, denkt, was er thun wollte, wenn er Pabst oder Kaiser wäre. — Sage nicht: „So wollte ichs ordnen, wenn ich der

und der wäre“ — Sage lieber: „Das soll und will ich thun, weil ich einmal das bin.“

Es giebt einen Gesellschaftskreis, in dem man feine Lebensart hat, wenn man viel von Nichts zu schwätzen, und keine Welt, wenn man nur etwas von Etwas zu sagen weiß. Der Weise ist darinn ein Thor, wenn er nicht so viel Klugheit oder Gefälligkeit hat, einen zu machen. Er kann da den Ruf seiner Weisheit nur durch die Miene der Albernheit retten.

Es ist so gewöhnlich, Personen nach Reichthum und Ehrenstellen zu schätzen — warum nicht auch, Pferde nach Sattel und Zaum zu kaufen? Ein Pferd schätzt man richtiger, als Menschen, weil manchem ein Mensch nicht so wichtig ist, als ein Pferd.

Durch die Ehe soll das Band inniger Vereinigung enger geschlossen, nicht locker gelöset werden. Aber wenn der Liebhaber eine Beherrscherinn ehrt, so will oft der Ehemann eine Sklavinn haben. Vor der Ehe war sie Göttinn, und nach der Ehe will er Gott seyn. Bey vielen heißt es: „Willst du eine Person nicht mehr lieben, so heurathe sie.“

Niemand ist aufgelegter, Wahrheiten kühn zu verwerfen, als wer Täuschungen leichtsinnig

 glaubt.

glaubt. Er bedarf eben so wenig Gründe, das Wahre für falsch, als das Falsche für wahr zu halten. Der seichte Ungläubige fürchtet sich des Nachts vor Gespenstern. Der Glaubensspötter verlobt im Gedränge Wallfahrten.

Sinnlichkeit und Vernunft, Leib und Seele, sind wie zwey Gatten: Sie leben ohne Streit nicht beysammen, und können sich im Tode ohne Schmerz nicht trennen.

Das Angesicht ist der Abdruck der Seele, das Wappenschild, am Vordertheile des Hauses fest gemacht, damit man wisse, wer hier wohne. Aber nicht alle verstehen sich gleich gut auf die Wappenkunde, und gar viele dollmetschen falsch.

Man beurtheilt die Gefäße aus dem Klang, ob sie offen oder verschlossen, ganz oder gebrochen, leer oder voll seyen — und den Menschen aus der Rede. Der Mund eines Weisen ist die Thür einer königlichen Schatzkammer — Sie öffnet sich, und man sieht herrliche Dinge.

Die reichsten Gegenden ziehen weiche Schwelger und Wohllüstlinge, die unfruchtbarsten rohe Wilde; in der gemäßigten Zone, und im Mittelstande gedeiht Tugend und Aufklärung.

Das abergläubische Volk macht sich Götzen, und fällt dann vor ihnen nieder, bethet seine Hirngespinste an, und fürchtet sich vor den Geistergestalten, die es sich selbst gebildet hat. Der Götze thue nicht zu stolz oder zu sicher auf dem Altare, auf den er steht. Das mißhandelte Volk möchte sich sonst besinnen, wer ihn da hinaufgestellt habe.

Das Pferd zieht nur dann in der Mühle, wenn man ihm die Augen deckt, und das Volk nur so lange am Joche, als es geblendet ist. Ein guter Fürst hat nicht nöthig, es zu blenden, weil er nicht denkt, es, wie Ochsen, ins Joch zu spannen.

Die Lehre der Abergläubigen darf man nicht verwerfen, ohne ungläubig zu heißen, und kann sie doch auch nicht annehmen, ohne unsinnig zu seyn. Wo mächtig der Aberglaube herrscht, der die Vernunft entehrt, da gebiethet Klugheit Verstellung, die dem Adel des Herzens wehe thut.

Eines andern Rathschlage folgen, heißt, dessen Einsicht, und seine Kurzsicht bekennen. Dazu gehört mehr redliche Beurtheilung seiner selbst, als der Rathgeber insgemein voraussetzen darf.

Er schone den Stolz und die gewöhnliche Eitelkeit des Menschen, halte ihm das Licht nicht gleich zu nahe unters Auge, das noch nicht stark genug ist, es zu tragen; lasse es von ferne dämmern, reize ihn zur Annäherung, und mache ihn glauben, er habe es selbst angezündet.

Es giebt eine natürliche, und eine erworbene Ignoranz. Die erste entsteht, wenn das Licht fehlt, und die zweyte, wenn man Staub ins Auge weht, der den Lichtstrahl nicht durchläßt. Dieser Staub ist oft Schulstaub, den man zu erregen auch auf Universitäten gelehrt, und wenn man sich recht darauf versteht, auch wohl cum nota eminentiae promovirt wird. „Ich habe — sagt ein einsichtsvoller Regierungsrath — einige Herren Kollegen, die gerade so viel Wissenschaft von der hohen Schule mitbrachten, als nöthig war, um ihren gesunden Menschenverstand in seinem einfachen geraden Blicke zu verschieben. Sie sehen alles wissenschaftlich nach der Schul-Terminologie, und nichts mehr gerade nach dem Gange der Welt und der Natur des Menschen an. Die vernünftigste Sache müßen sie mit einer Stelle aus dem Gesetzbuche belegen können, oder sie suchen eine scheinbare Gegenstelle auf, um sie unver-

unvernünftig zu finden. Sie glauben wohl in Sachen der Religion strenge an eine Offenbarung, aber in rechtlichen Dingen kaum an eine Vernunft.

Gewöhnlich kann niemand weniger eine Beschuldigung leiden, als der sie am meisten verdient. Die schwürigste Wunde darf man am wenigsten berühren, oder der Kranke schreyt. Man soll sie aber auch nicht berühren, wenn man sie nicht heilen kann oder will, und nicht härter anfassen, als zur Heilung nöthig ist.

Sobald die Vollkommenheit anderer unserm Vortheile Abbruch thut, so hat man nicht mehr Stärke genug, sie zu lieben. Der Zuschauer freut sich, wenn alle Schützen tief an den Mittelpunkt treffen, der Mitschütze, wenn viele Weiß- und Fehlschüße geschehen.

Der recht Gute, und sehr Böse, sind beyde leicht kennbar. Aus der Fülle des Herzens redet der Mund, und das ganze Betragen. Auch fehlt es beyden nicht an Muth, sich zu zeigen. Da es indessen so schwer hält, die meisten Menschen zu kennen, so ist auch dieses ein Zeichen, daß der größte Theil Halbgute und Halbböse sind.

Ganz

Ganz Gute und ganz Böse finden sich bald zusammen; sie kennen sich, und lassen sich kennen. Halbgute und Halbböse scheuen einander. Denn des Halbbösen Bosheit ist List, nicht offne Ruchlosigkeit, des Halbguten Güte ist schwache eigennützige Ergebenheit.

Der größte Theil will immer mehr haben, als er bedarf, und mehr scheinen, als er ist. Der Weise sucht sich auch mit wenigerm zu begnügen, als er hat, und mehr zu seyn, als er scheint.

Ein gefühlvoller Schwärmer, und ein eiskalter Klügler — taugen beyde nicht. Lauter Herz ohne Kopf, nnd lauter Kopf ohne Herz, ist nicht für den Menschen, der Kopf und Herz zugleich hat.

Die vortheilhafte Gesichtsmiene ist bey dem einen eine Masque seiner bösen, und bey dem andern ein Spiegel der guten Seele. Aber der Kenner unterscheidet bald die Masque von dem Naturgesichte.

Die Genealogie lehrt uns, die Menschen nach ihren Namen, und die Beobachtung nach ihren Herzen kennen. Mancher glaubt den Menschen zu kennen, weil er weiß, wie er heißt; aber

der

der Menschenbeobachter kennt ihn, weil er weiß, was er ist.

Wem seine Ruhe lieb ist, der lasse die Thorheiten der Menschen ruhen. Doch hat er Hoffnung, sie zu heben, so sey ihm Menschenglück lieber, als seine Ruhe. Sobald es uns der Thor verzeiht, daß wir klüger seyn, als er, so ist er auch auf dem Wege, klüger zu werden, als wir.

In der Welt steht es, im Durchschnitte genommen, überall ziemlich auf gleichem Schlage. Viel Eigenliebe und Leidenschaft, wenig Vernunft, und reines Wohlwollen — Viel Frohndienste für Posse und Eitelkeit, wenig Anstrengung für dauernde Güter und Vollkommenheit — Wenig grosse Bösewichter, noch weniger grosse Tugendhafte, viel Schwächlinge — — Der nützlichere Mensch überall der Glücklichere im innern Werth, gar nicht überall im äußern Erfolg — Ruhe und Zufriedenheit nur im Zirkel stiller Haustugend.

Traue den Worten des listigen Höflings nicht. Seine Reden sind die sanften Polsterpfotten der Katze, und seine Thaten ihre Klauen. Mit jenen schmeichelt er den Fürsten und den Unterthanen, mit diesen beraubt oder zerreißt er beyde.

Zu viele Aengstlichkeit bey kleinen Geschäften zeigt Unfähigkeit zu grossen. So einer hat den Blick, der vieles sieht, aber jenen nicht, der richtig wählt. Er kennt viele Dinge, aber ihren verschiednen Werth nicht. Da ihm alles groß und wichtig ist, kann ihm eben darum das Wichtigste nicht vorzüglich wichtig seyn.

Es giebt Leute, die jeden fremden Fehler unerträglich finden, und doch selbst mit allen Fehlern geduldet seyn wollen. Schmutz darf auf ihrem ganzen Kleide seyn, aber kein Flecken am fremden. Wer keine fremde Schwachheit ertragen kann, hat eben darum eine, die unerträglich ist.

Freundschaft steht nicht um Geld, steht nur um Freundschaft feil. Willst du geliebt werden, so liebe.

Wer den Weisen gelehrig anhört, kann einer werden; wer auf den Narren aufmerksam horcht, ist einer.

Vertraue dich nie einem Bösen, du magst gut oder böse seyn. Er sucht, den Bösen zu verrathen, und den Guten zu betriegen.

Nahe

Nahe dich zum Fürsten, sagt jemand, wie zum Feuer — zu ferne giebts keine Wärme, zu nahe verzehrts dich. Aber ist dein und sein Herz fürstlich, so fürchte die Feuerhitze nicht, die Sümpfe austrocknet, und Saaten reif macht. Leihe ihm zur Beförderung allgemeiner Wohlfahrt dein Licht, er giebt dir seine Kraf. Sey sein Auge, und er wird dein Arm seyn.

Sich immer für stärker als andere halten, ist das Mittel, überwunden — sich für schlauer als andere, das Mittel, betrogen zu werden. Sich redlich kennen und schätzen, ist ein Präservatif gegen die Wunden des unbesonnenen Streits, mit Kopf oder Hand.

Den Verständigen befremdet es nicht, wenn ihn auch zuweilen ein Thor berückt, aber der Thor findet es unbegreiflich, wenn ihn ein Weiser übersieht.

Wer viele wieder sich empört, ist ein großer Weiser, oder ein großer Thor, ein Heiliger, oder ein Bösewicht. Unsere Thüren sind nur für die Mittelgrößen gebaut, die Riesengestalten stossen überall an.

Es ist leichter, die Eigenschaften des Geistes, als jene des Herzens zu ergründen. Die

ersten will jedermann im hohen Grade zeigen, die zweyten der größte Theil verbergen. Der Böse verbirgt sie aus Stolz und Eigennutz, der Gute aus Liebe und Bescheidenheit.

Man liebt nie mehr den Wiederspruch, als da man seinem Lobe widerspricht. Die Ablehnung desselben ist meist eine Aufforderung, daß man es verstärkt wiederholen wolle.

Leihe keinem Stolzen, und keinem Eigennützigen. Der Stolz will nichts schuldig seyn, und der Eigennutz nichts bezahlen.

Eigensinn ist so oft der Antheil mittelmäßiger Geister; Biegsamkeit und Wiederruf kömmt starken Seelen zu.

Falsche Münze ist ein Zeichen der Armuth; Verstellung und Lüge ein Zeichen der Schwäche. Wer gute Münz hat, schlägt keine falsche, und wer gut ist, strebt nicht erst lange, es zu scheinen.

Der Ruhm eines Weisen ist wie sein Schatten, der ihm bald vor= bald nachwandelt, und bald kürzer, bald länger ist, als er selbst. Wo nur wenige im Stande sind, die Größe des Mannes ganz einzusehen, da ist der Mann größer, als sein Ruf.

Das Gedächtniß der Grossen ist ein Spiegel, der die Eindrücke nur so lange behält, als man vor ihm steht. Sollen sie sich täglich an dich erinnern, so mußt du täglich vor ihnen erscheinen.

Der kleine Geist geht durch die Welt mit grossem Getöse, und der leere Wagen rollt durch die Strasse mit Gelärm.

Wenn ein Thor an einen erhabenen Posten hinankömmt, so gleicht er einem Menschen, der einen hohen Berg ersteigt. Alle andere dünken ihm kleiner, als sie sind, und allen erscheint er kleiner, als er war. Ehehin war er zu unwichtig, um auf ihn zu schauen, und seine Fehler blieben verborgen; nun haben sie Einfluß auf Mitmenschen, und sie werden entdeckt.

Der Flachkopf behauptet mit der Zuversicht eines Mannes, der sich nie betriegt, und der Weise mit der Behutsamkeit eines Menschen, der so leicht irrt.

Im Umgange mit Fürsten ist es schwer, das rechte Mittel von Ehrerbiethung zu treffen. Sie verachten den, der sich von ihrer Größe zu viel, und lieben den nicht, der sich davon zu wenig blenden läßt. Wer das Knie vor ihnen zu tief

beugt,

beugt, ist ihnen ein Sklave, der sich wegwirft; und wer zu steif da steht, ein Rebell, der sich auflehnt.

Bunte Blumen und blühende Wiesen erscheinen erst, wenn die Sonne aufgeht, und das Verdienst bleibt unbemerkt, bis das Glück einen Stral darauf wirft.

Ein Reicher sagt oft dem Armen, der ihn anspricht: „Ich habe keine kleine Münze.„ Ein Mann vom Verstande schweigt in der Gesellschaft der Thoren, und sagt eben dieses.

Man hält sich so gerne für schön, wenn man auch noch so häßlich, sein Thun und Lassen für gut und verzeihlich, wenn es auch noch so strafwürdig ist. Unser Athem dünkt uns rein, wie unsere Handlungen, aber andere bemerken den üblen Geruch.

Einen verborgenen Schatz finden, dessen Eigenthümer man weiß — in einer Einöde auf eine reizende Unschuld stossen — das Geschrey seines Feindes hören, der durch unsere Hülfe zu retten ist — Prüfe dich, ob in diesen oder ähnlichen Fällen dein erster Gedanke immer der reinste, lauterste wäre, und du erfährst, wie stark oder schwach deine Seele sey.

Man

Man verachtet Kenntnisse und Eigenschaften, die man nicht hat, um mit denjenigen groß zu thun, die man besitzt. Stolz und Eigenliebe erscheint nicht gerne als arm, er setzt also einen kleinen Werth auf das, was ihm mangelt, und einen großen auf jenes, was ihm angehört.

Es giebt viel Leute, aber wenig Menschen, Diogenes suchte sie zu Athen mit der Laterne, und Abraham fand in Sodom nicht zehn.

Du bist so schwach, daß du fallen, und so stark, daß du wieder aufstehen kannst. Vergiß bey deiner Größe nie, wie klein, und bey deiner Kleinheit nie, wie groß du werden kannst. Verliere, wenn sich alles sicher zeigt, nie die Vorsicht, und wenn alles verloren scheint, nie den Muth.

Der Deutsche fragt von einer Person: „Was wird sie thun?“ Und der Franzos: „Was wird sie sagen?“ Dem Franzosen giebt das Wort Interesse, und uns die That. Wir haben mehr Energie, und sie mehr Kultur. Aber der neugetaufte Franke steht auf dem Punkte, Kultur mit Energie zu vereinigen.

Wir halten manches für wahr, was der strenge Dogmatist nicht beweisen, und doch auch der

erste

erste Pyrrhonist nicht bezweifeln kann. Der Mensch weiß mehr, als er beweisen, und will mehr beweisen, als er wissen kann.

Der Mensch ist ein schwaches, elendes Geschöpf; das erkennt er bey einiger Uiberlegung selbst — Und ist doch wieder ein großes, wichtiges Geschöpf, weil ers erkennt. Seine Schwäche kennen, zeugt von Stärke, seine Unwissenheit einsehen, von Weisheit.

Mancher, der wider die eitle Ehre schreibt, begnügt sich, wenn er nur die Ehre erhält, mit Beyfall gelesen zu werden; mancher, der eine Abhandlung von der Verachtung des Reichthums in den Druck giebt, hat nur das große Honorarium des Verlegers im Auge. — Der Ehrgeiz ist so unersättlich, daß man von allen Zeiten und Völkern gekannt seyn möchte, und so eitel, daß man schon Freude fühlt, wenn auch nur ein Taglöhner zu unserm Lobe spricht.

Den größten Geist verwirrt oft das kleinste Geklimper. Wundre dich nicht, daß er dießmal so unrichtig dachte und schloß — Es sumste eben eine Mücke vor seinen Ohren. Willst du, daß er eine wichtige neue Wahrheit entdecke, so schaff ihm das Thierchen weg. Dieß hält die mächtige

Intelligenz gefangen, die sonst Reiche und Welten überschaut.

Das Bestreben des Guten zielt dahin, sich zu kennen, und des Bösen, sich zu vergessen. Dem ersten ist jeder Eindruck von außen nur dann angenehm, wenn er dabey mit Zufriedenheit auf sich schauen, und dem letzten auch darum, weil er dabey sich und seine Mängel vergessen kann.

Der Mensch, der nichts so sehr liebt, als sich, nichts sucht, als für sich, haßt und flieht nichts mehr, als den ernsten Rückblick auf sich. Er hat die übelste Gesellschaft, wenn er allein ist; er muß sich zerstreuen, weil er sich selbst nicht ertragen kann.

Man kann die Sterblichkeit, Schwachheit und Eingeschränktheit des Menschen nicht wegheben. Um sich davon nicht gedrückt zu fühlen, erfand man das Mittel, nicht daran zu denken. Aber der Kranke wird darum doch nicht gesund, wenn er seine Krankheit vergessen lernt; er macht ihr vielmehr Raum, und lädt den Tod ein.

Wenn mir ein guter Gedanke unter der Feder entschlüpft, so erkenne ich daraus meine Schwachheit — Eine heilsame Lehre, die so viel, als der

beste Gadanke werth ist, und etwa eine nützlichere Wahrheit sagt, als dieser enthielt.

Gespräche über die Demuth sind oft voll Hochmuth, Gespräche über Pyrrhonism und Zweyfeley voll Machtsprüche. Selten redet man von der Demuth demüthig, von der Keuschheit keusch, und von den Zweifeln zweifelhaft. Wir sind voll Doppelsinn, Lüge und Widerspruch.

Es giebt wenige, die abstrakte Wissenschaften lieben, aber vielleicht immer noch mehrere, die die Geometrie, als die sich selbst, studiren.

Willst du jemanden sein irriges Urtheil nehmen, so zeige ihm erst die Seite, von der es Wahrheit enthält. Er giebt dir gerne zu, daß er die Sache noch nicht von allen Seiten betrachtet, aber kaum, daß er sich ganz geirrt habe.

Es giebt Leute, denen über schmerzlose Bequemlichkeit, über gut Essen und trinken nichts geht. Ein Floh im Strumpfe ängstigt sie mehr, als alle Zweifel über ihre Bestimmung. Setzt ihnen eine niedliche Pastete vor, und sie lassen utramque rempublicam gehen, wie sie geht. Ihr könnt ihnen durchaus nichts größers wünschen, als eine gesegnete Mahlzeit. Sie verlangen sich von den Lorbeern der Helden und Dichter nur so

viele Blätter, als genug sind, ihr Rindfleisch zu würzen.

Es giebt Leute, deren Unglaube mit der Sonne auf= und untergeht. Um Mittag raisonniren sie über Tisch, Himmel und Hölle weg, um Mitternacht sehen sie Gespenster und den Teufel; zählen unter der Bettdecke die Krallen an seinen Klauen, und hören die Luft pfeifen, wenn er mit dem Schwanz wedelt.

Es giebt Gelehrte, die ein lebendig Buch scheinen, mit Händen und Füssen. Man kann ihr Gehirn mit keiner Nadelspitze berühren, ohne eine Idee zu spießen. Sie mischen ihre Wissenschaft in alles, und glauben, sie sey Salat zu jedem Braten.

Unter rohen Völkern giebt es wenig Licht, und viel Hitze, unter kultivirten mehr Licht, aber weniger Muth. Man weiß mehr, und handelt träger.

Niemand sagt gerne: „Ich bin schwach.“ Er macht lieber aus seinem persönlichen Mangel ein Gebrechen der menschlichen Natur, und sagt: „Der Mensch ist schwach.“ Er bildet sich ein, das Gute allein zu besitzen, und ist stolz; Schwach-

 heit

heit und Sünde aber mit andern gemein zu haben, und wird darum abermals nicht demüthig.

Kein Wunsch ist dem andern, und keiner immer sich selbst gleich.

Wundre dich nicht, daß andere Menschen anders denken, als du. Bedenke, daß es gewiß so viele verschiedene Gemüthsarten gebe, als Arten von Moos, und daß die Augen, die anblicken, ebenfalls verschieden seyen, wie die Gegenstände, die vorschweben.

Der strenge Ordensmann hält schon den für einen Bösewicht, der mit einem redet. Indessen speiset er doch meistens selbst lieber zu Mittage mit einem Freygeiste, der Wildbrät, als mit einem Heiligen, der keines hat.

Man erweiset nicht immer eine Wohlthat, weil man wohlthätig ist; sondern weil eben der Wind aus Osten bläst, und heiters Wetter macht.

Macht der Fürst einem geldsüchtigen Diener Hoffnung zu einer Addition, so weiß er nicht genug von der Weisheit des Fürsten und der Aufnahme des Landes zu reden. Wird ihm aber vor Sonnenuntergang seine Hoffnung wieder ent-

zogen,

zogen, so ists um sein Vaterland, wo nicht um Europa geschehen.

Sitten verändern sich mit dem Vermögen, Gemüthsarten mit den Ländern, Meynungen mit den Büchern, und Grundsätze mit den Jahren.

Schwache Fürsten lieben vorzüglich zwey Arten von Menschen — Schlauköpfe, die ihnen schmeicheln, Narren und Schwachköpfe, über die sie lachen können. Sie wollen gerne über andere erhaben seyn, und daß sie es sind, dieß glauben sie den ersten, und fühlen's bey dem zweyten.

Der Mensch ist so eitel, daß ers oft gerade da am meisten ist, wo ers am wenigsten zu seyn glaubt. Wer in seinem Testament verordnet, ihm kein Grabmal zu errichten, ist nicht immer sicher, ob er nicht mit seiner Eitelkeit eines durch diesen Befehl stiften wollte.

Es ist schwer, von sich selbst zu reden. Es thut uns das Herz wehe, wenn wir uns tadeln, und andern das Ohr, wenn wir uns loben wollen. Indeß ist der Mensch so eitel, daß er lieber von sich eine Thorheit, als gar nichts erzählt.

Ein junger Mensch beklagte sich bey einem Weltweisen, daß seine Frau nicht schön wäre.

„Thue

„Thue — war die Antwort — weniger Wasser in deinen Wein, so wird sie schön werden.“

Ein Frauenzimmer ist so empfindsam, daß sie keine Mücke erdrücken, und so eitel, daß sie sich zu freuen nicht immer enthalten könnte, wenn sich ein verschmähter Liebhaber um ihretwillen durchbohren würde.

Nur wer ungewöhnliche Thorheiten an sich hat, kömmt ins Tollhaus; wer die gewöhnlichen mitmacht, ist ein Mann, der Welt hat, und zu leben weiß.

Liebe ist die Tochter der Eitelkeit, und die Mutter der Unruhe. Der muntre Theil des Menschengeschlechtes ist am meisten verliebt, und der Ernsthafte liebt am meisten.

Das Kunststück, andere gut zu unterhalten, besteht nicht so viel darinn, daß du ihnen viel zu sagen weißt, als daß du ihnen Anlaß, selbst viel zu reden, giebst. Wenn sie nur immer von dir hören müßen, fühlen sie deinen Reichthum, und ihre Armuth; wenn sie dir viel vorsagen können, schmeichelt ihnen deine Gelehrigkeit und ihr Talent.

Wir können von den Kindern eben so viel lernen, als sie von uns. Wir zeigen ihnen, wie

sie Menschen werden mögen, und sie uns, was der Mensch sey. — Unser Blick kann die Sonne nur im Auf- und Niedergang umfassen, und den Menschen nur, wenn er sich noch nicht zu weit von seiner Geburtsstunde entfernt, und wieder nahe an seine Sterbstunde rückt.

Jede neue Kenntniß von einem vorhin Unbekannten Volke giebt uns neue Aufklärung über den Menschen. Reisen zur Entdeckung neuer Landstriche und Innwohner sind ein überaus zuträgliches Mittel, uns selbst zu entdecken.

Wo alter Irrthum herrscht, macht neue Wahrheit selten ihr Glück. Alte Kirchen haben dunkle Fenster, und alte Leute blöde Augen; beyde wollen das Licht nicht zulassen.

Die Sachwalter verfahren, wie die Fischer. Diese machen das helle Wasser trübe, und jene die klare Sache dunkel; so fangen beyde.

Der kluge Bettler spricht nicht so gerne einen, der allein, als zwey an, die zusammen gehen. So geben beyde, nicht immer, weil beyde mildthätig sind, sondern weil es einer dem andern zu scheinen verlangt.

Willst du einen standhaften Gönner haben, so sey nicht nur dankbar, sondern mache auch, daß seine Wohlthat beym Volke bekannt werde. Das bindet, wie Kitt. Man gefällt sich im Werk seiner Hände, und zieht sie nicht leicht ab, bis es fertig ist.

Der Wein ist die Waage des Menschen — Lege Freunde und Feinde darauf, und prüfe, wieviel löthig sie seyen. Wer sich auf die Waage nicht legen läßt, muß den Wein, oder dich, oder sich scheuen.

Ein Weiser ist in der Gesellschaft, wie der Mond, bald halb, bald voll; in seinem Hause, und bey sich immer eine Sonne. Wenn von ihm das eigne volle Licht nicht immer ausströmt, so liegt die Ursache nicht darinn, weil er zu wenig, sondern oft weil er mehr hat, als uns wohl thut. — Es giebt viele Sonnen unter den Menschen, aber unsere Vorurtheile sind der Mond, der dazwischen tritt, daß sie die Erde nicht erleuchten.

Das Trauerspiel gewinnt im Lesen, das Lustspiel in der Vorstellung. Man kann für sich allein tragisch betrübt, aber nur in Gesellschaft komisch vergnügt seyn.

Schrecken ist das Präludium zu allen Affekten. Alle heftige Leidenschaften sind wie ein kaltes Fieber, erst Frost, dann Hitze.

Wer weint, lacht leichter, als wer ernsthaft ist. Bring einen Betrübten zum Weinen, so hast du ihn auch bald zum Lachen. Empfindung läßt sich von außen hinein erregen, aber Ernst wird von innen heraus gewirkt.

Ein stiller Schmerz ist der gefährlichste. Wenn er poltert, schlägt und stößt, legt sich der Sturm, und es kömmt Stille. Strenge Herren regieren nicht lange.

Leute von windstiller Art lassen sich selbst im Tode nicht aus dem Concept bringen. Ihre letzten Reden sehen aus, wie Tischreden; ihre Abreise ist ohne Geräusch, und wie incognito.

Aus Tod, Kleid und Gebärde sprich über den Menschen nicht ab. Unter der steinichten Erde liegt oft Gold, unter rohen Manieren ein edles Herz. Das Geläute, das ruft, ist oft schlecht, aber die Kirche, zu der es einlädt, schön gebaut.

Beym Schulgerechten ist das Gesicht ein Syllogismus, beym Dogmatiker eine Demonstration, beym Kritiker eine läuternde Schmelzkapelle, und beym Zweifler ein lauters Fragzeichen.

Die

Die meisten Menschen wandeln im Reiche und Reichthum der Natur, wie man die Gelehrten malt — mit einem Buche in der Hand, aber mit einem Auge, das darüber wegsieht.

Es giebt einen Blick, dem der gröste Theil der Menschen nicht gerne steht, der Blick des Menschenkenners. Sein Auge trifft und prüft, ist Schwerd und Waage.

Die Engländer sagen nicht Stirn und Scheitel, sondern Vorkopf, Kopfkrone. Sie machem viel aus dem Kopfe, und haben viel.

Die ersten Eindrücke haften. Beym Schritte, den man allmählig an's Grab thut, setzt man noch den Fuß, wie beym ersten, da man gehen gelehrt worden. Wer eine Mamsell gehabt, behält etwas Mamsellähnliches, auch wenn er schon Feldmarschall ist.

Gebt dem Liebhaber eine Silhouette, und kein Gemälde. Seine Einbildung will beschäftigt seyn, und malt den Gegenstand genauer aus, als euer Pinsel.

Einige wollen dadurch groß erscheinen, daß sie überall den Ton geben, und andere dadurch artig, daß sie bey jeder neuen Mode den gegebnen

nehmen.

nehmen. Der kluge edle Mann will weder überall Ton geben, noch nehmen.

Zu viel Ernst beweiset wenig Herz, und zu viel Scherz, zu wenig Verstand.

Es giebt wenig Menschen, die zugleich unternehmend und biegsam, zugleich geistvoll und fleißig sind.

Die Menschen sind selten, was sie scheinen, aber noch seltner etwas bessers.

Ein Listigverstellter spricht gerne, ein noch Unverdorbner ungerne von der Tugend, die er nicht hat. Der erste will den Vorwürfen andrer vorbeugen, und der Zweyte sich selbst keine machen.

Der Gute erträgt den Bösen leicht, er sucht seine gute Seite auf — Der Böse den Guten schwer; er späht seine schlechte Seite aus, oder stellt sich eine vor.

Gar zu listigen Leuten schlägt oft eine Sache bloß darum fehl, weil sie andere für noch größere Betrieger halten, als sie selbst sind.

Auch der Redlichste erzählt seine Geschichte partheyisch. Er will nie lasterhaft, höchstens

schwach

schwach gewesen seyn, und nun stark erscheinen, da er dieß bekennet.

Ein eitles Frauenzimmer verzeiht ehe alle Thorheiten, wozu unvernünftige Liebe verleitet, als die Rückkehr zum gesunden Zustande, wozu Vernunft auffordert. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit zu sehr, die Uibermacht ihrer Reize über die Stärke unserer Vernunft zu beweisen.

Laßt alle Sprachen vom Thurmbau zu Babel auf einmal los, sie können doch nicht ausdrücken, was der aufmerksame Mensch in sich fühlt und wahrnimmt.

Die Regierung einer Dame nach dem verdorbnen Pariser-Zuschnitte hat drey Epochen: Coquette, dann Freygeist, dann Bethschwester. Die ersten dreyßig Jahre hält sie Sklaven der Liebe, dann Sklaven des Un- und des Aberglaubens.

Dem großen Manne schmeckt das Complimentmachen und Schmeicheln nicht, und dem kleinen verdirbts den Magen.

Leute, die immer die Augen niederschlagen, schämen sich wohl der Kundschaft, die ihnen an der Nasse und im Gesichte hängt.

Lustige Leute begehen mehr Thorheiten, als traurige, aber diese größere, als jene.

Was wirkt die Vernunft bey den meisten Menschen? — Nicht viel mehr, als daß der Bauer den Ochsen, und nicht der Ochs den Bauern treibt.

Auch ein Naar hat Verdienst bey einer Verliebten. Er macht mehr Sprünge, als ihr Affe; plaudert mehr als ihr Papagey; schmeichelt mehr, als ihr Schooshündchen; und lügt mehr, als ihr Kammermädchen.

Wenn die höhern Seelenkräfte verdorben sind, und die niedern gereizt werden, so entstehen Mysterien, und geheime Gesellschaften. Man nimmt oft nur darum theure Eidschwüre ab, den Profanen nichts auszuschwätzen, weil man zu arm ist, um den Eingeweihten etwas Kluges vorzusagen. Man kocht gemeine Speisen, und sucht den Appetit zu reizen, indem man sie in verdeckten Schüßeln aufträgt.

Einige glauben sich dadurch sicher, die Wahrheit zu haben, weil sie auf ihrer Meynung beharren; andere, jene zu lieben, weil sie diese ändern. Aber der Mensch tauscht nicht immer Wahrheit für Vorurtheil, sondern weit öfter Irrthum für

Irrthum

Irrthum ein. Nicht alle, die erwachen, hören zu schlafen auf — Sie legen sich nur auf die andere Seite.

Mancher Zirkel hält so abgeschliffne Leute, als die alten Kaisergroschen sind, auf denen kein eigenthümliches Gepräge mehr kenntlich ist. — Sie suchen sich ohne Liebe, verlassen sich ohne Kummer, und schleppen ihre Lebenszeit unter Spiel und Schmaus, wie eine Last, fort.

V.

Ueber die Leiden der Menscheu.

V.

Ueber die Leiden der Menschen.

Unglück und Unfälle sind oft nur ein Regenguß, der das angenehme Thal füllt, damit der Mensch auf den Berg steige, höhere Aussicht gewinne, und reinere Luft athme.

Trage eigne Leiden mit dem Muth eines Mannes, und fühle die fremden mit der Zärtlichkeit eines Weibes.

Was drückt schwerer, was trägt sich leichter — verdientes oder unverdientes Leiden? — Bald sagt der Leidende: „Ich wollte es noch gerne dulden, wenn ichs verschuldet hätte.“ — Bald: „Das drückt eben so schwer, daß ichs verschuldet habe.“ — Wem es wichtiger ist, schuldlos, als schmerzlos zu seyn, der findet bey unverschuldeten Leiden einen großen Trost, schuldlos zu seyn; und bey verschuldeten einen großen Trieb, es nicht wieder zu werden. Dagegen wer mehr auf sinnliche Freude, als auf sittliche Güte hält, dem thuts gleich wehe, daß ihm eine gute That so schlecht belohnt wird, und eine böse nicht mehr geglückt hat. Nur der Gute kann sich mitten im

unverdienten Elende mit seiner Unschuld trösten, und mitten im verdienten fassen und aufrichten. Wer ein wundes Herz mit Trostgründen heilen will, mach' es erst gut, damit es für Trostgründe empfänglich sey.

Leiden sind trübe Wolken. Der Regen, der aus ihnen fällt, ist eben so fruchtbar, als der heitere Sonnenschein; beyde befördern Wachsthum und Reife. — Der Regen, der naß macht, giebt Saft und erfrischt; die Sonne, die brennt, zeitigt.

Der Glückliche denke bey der aufgehenden Sonne, daß sie untergehen, und der Unglückliche bey der untergehenden, daß sie wieder aufgehen werde.

Willst du Freude hinter Freude in diesem Leben? Lauter Tage im Lande, wo es eben so oft Nacht wird? Lauter Lustfahrt auf dem Meere, wo es öfter stürmt, als säußelt? — Wer sich mit irdischer Freude verehelicht, wird bald zum Wittwer, der dann oft keine andere Frau als die Unruhe findet. Jeder Augenblick hat eine Sichel, der irgend eine Blume abmäht, und die Zeit eine Sense, deren weiter Hieb ganze Staaten entwurzelt.

Wer über Unglück klagt, das er selbst abwenden konnte, will andere wissen lassen, wie schwach

er sey, und wie unklug oder träg er war; zeigt, daß er eben so wenig Stärke habe, Unglück zu ertragen, als Muth und Vorsicht, ihm zu begegnen.

Der Weise ist ein Mensch, der das Unrecht der Lüge und Verläumdung empfindet, aber auch ein Weiser, der es zu tragen weiß. Im Innern sieht er entschlossen darüber weg, aber im Aeußern zeigt er nicht zu viele Verachtung, damit er seine Feinde nicht in Wuth bringe, und nicht zu viele Empfindlichkeit, damit er sie nicht aufmuntre. Er wird ihnen durch Niedergeschlagenheit und Jammer nicht wohl thun, damit ihre Schadenfreude, und durch Stolz nicht zu wehe thun, damit ihre Rachsucht nicht belebt werde.

Gräme dich nicht über jeden Tadel. Wer von allen geschätzt und geliebt seyn will, erweiset den Narren zu viele Ehre, daß er auch sie, und den Weisen zu wenig, daß er nicht einzig sie als Lobredner und Freunde haben will.

Man wundert sich, daß auch die ehrlichsten Leute von bösen verläumdet und gedrückt werden. Sind es aber nicht eben die reifesten und besten Früchte, an denen der Vogel pickt, und der Wurm nagt? Ein Mann mit Ehrlichkeit ist eine leben-

dige Strafpredigt auf den Schurken — und der wievielte kann Strafpredigten dulden?

Leiden und Unfälle verbittern den Lebenssaft; die Hoffnung träufelt herzstärkende Tropfen in den Kelch der Schicksale, und versüßt ihn.

Wenn gleich der Mensch so oft selbst der Urheber seines Unglückes ist, so will doch die Eigenliebe nicht gefehlt haben. Ein Wort, das Glück, und ein Geist, der Satan heißt, müssen vor die Lücke stehen, und fremde Schuld tragen.

Wer seine schlechten Schuhe mit den guten Stiefeln anderer vergleicht, thut oft sehr mürrisch und unzufrieden; er halte sie gegen die blossen oder lahmen Füße des Armen, so wird er Gott danken. Um sich zu quälen, denkt man immer, was andere vor uns, und nicht, was wir vor andern voraus haben.

Der Mensch ladet sich viele Sorge und Pein selbst auf. Er weiß sich in seinem Zimmer nicht ruhig zu halten. Er geht in den Krieg, über Meer, in die Wechselbank, an die Reform der Kirche und des Staats. — Wenn er nichts weiter, als zu leben suchte, und mit sich und seiner Familie in dem angewiesnen Bezirk zu leben wüßte,

so würde er weniger Sorge und gefährliche Unternehmungen auf sich laden, und doch meistens mehr Beytrag zum allgemeinen Besten liefern. — Der eine besucht fremde Länder, um sich Erfahrung und Weisheit; der andere, um aus einem mildern Klima Gesundheit zu holen. Jener reiset hundert Meilen weit in die Schule, und dieser eben so viele in die Apotheke. Nicht selten kommen sie aber aus der Schule als Thoren, und aus der Apotheke als Kranke zurück. Nur wer schon einen festen Körperbau, ein ruhig männliche Seele hat, nimmt bey solchen Unternehmungen und Reisen zu an Kraft und Weisheit vor Gott und Menschen.

Die Menschen sind so voll Unruhe, daß sie selten denken, wie sie gegenwärtig leben, sondern immer, wie sie künftig leben wollen. Ihre gegenwärtige Tage sind lauter Selbstplage über künftige.

Man wünscht sich das Vergnügen, so lange es flieht; grämt sich, wenn man's verliert, und wird bald satt daran, wenn man's hat. Die meisten streben darnach, wie Kinder nach den Vögeln — sie können's nicht erhaschen, und lassen's doch nie aus den Augen.

Die Seele soll dem Vergnügen ein ernstes, und dem Schmerzen ein heiteres Gesicht machen —

oder

oder sie vergißt sich bey der Freude aus Uibermuth, und bey dem Leiden aus Unmuth.

Es ist einerley, ob ich viel habe, oder beym Wenigen nichts weiter begehre. Wer arm an Begierden, der ist reich an Zufriedenheit. Warum soll ich nicht lieber von mir fodern, daß ich Uiberfluß nicht verlange, als mühselig, und oft vergeblich bey andern und dem Glücke betteln, daß sie ihn geben?

Glück ist nicht selten süßes Gift, das leicht den Magen verdirbt, Unglück bitterer Trank, der ihn stärkt. — Das sittliche Uibel ist die Krankheit, und das physische die Arzney — Weisheit giebt uns gegen günstiges Glück Zaum und Zügel, und bey ungünstigem Muth und Sporn.

Es ist das Meisterstück der Klugheit, aus Bösem Gutes hervorbringen, und den widrigen Wind so fassen, daß er uns von der Stelle zum Ziele bringt. — Wer Unfälle, die aus eigner Schuld entstanden, dazu nützt, um sich gegen künftige Vergehen mit Vorsicht und Muth zu waffnen, der schlägt den Goliath mit seinem eignen Schwerte todt.

Wer von Innen gesund ist, dem schaden Nebel und Regen wenig; statt den Körper zu schwächen, härten sie ihn — Eine gesunde, rechtschaffne

Seele wird durch widrige Zufälle mehr stark, als schwach.

Keine Art des Lebens ist so knapp, daß sie nicht einiger Erquickung und Erholung empfänglich, kein Gefängniß so dunkel, daß nicht Platz für einen Lichtstral, für ein Lied, für ein stärkendes Gebeth darinn wäre. Aber der Mensch will selten sich mit dem Troste abgeben, der ihn aufheitert, sondern mit dem Grame, der ihn nagt. Er machts, wie die Kinder. Nimmt man ihnen ein Stückchen von dem Spielzeuge, so werfen sie aus Verdruß auch das übrige weg.

Die Galeerensclaven heulen, wenn sie auf die Galeere kommen, und singen, wenn sie ein Vierteljahr lange darauf sind. — Das An= und Unangenehme hat seinen Stachel durch Neuheit, und verliert ihn durch Zeit und Gewohnheit. Dem Pöbel wird das schwerste durch Gewohnheit, dem Weisen durch Uiberlegung und Bedachtsamkeit leicht. Jener macht sich damit erst hintenher durch Erfahrung, dieser schon zum voraus durch kluge Vorsicht vertraut.

Es giebt Kranke, die eigentlich keine andere Krankheit fühlen, als die Furcht, jede zu haben. Was sie erquickt, wenn die Sonne scheint, das drückt sie, wenn es regnet. Sie sind erst dann zu=

frie=

frieden, wenn ihnen der Arzt für jede Beklemmung einen gelehrten Namen, und für jede Einbildung ein Rezept giebt. Sie zehren sich ab, und sterben an der Begierde, gesund zu leben.

Leute vom hohen Stande leben meist in einer prächtigen Armuth; sie verbrauchen mehr, als sie haben — Leute vom Mittelstande in wahrem Reichthume; sie haben mehr, als sie verbrauchen. — Genügsamkeit ist ein natürlicher Reichthum. In diesem Leben fließt unsere Glückseligkeit weit mehr aus der Genügsamkeit und Unterdrückung, als aus der Befriedigung unserer Neigungen.

Der Mensch klagt am meisten über den Menschen, fühlt sich am meisten vom Mitmenschen gedrückt. Die Klage ist laut, aber nicht immer gerecht. Timon entschloß sich, aus der Gesellschaft der Menschen in eine Einöde zu wandeln. Er glaubte es zu thun, weil sie böse wären, und that es darum, weil er es war. Es war Laune, wenn ers unerträglich fand, mit ihnen Umgang zu pflegen, aber für sie Grund genug, seine Gesellschaft unerträglich zu finden. Wer zu viel über Mitmenschen klagt, klagt oft mehr sich, als sie an.

Gar zu glatte und gar zu rauhe Wege sind schwer zu wandern. Dort gleitet der Fuß aus, und

man

man fällt; hier stößt er an, und man strauchelt. — In großem Glücke und Unglücke weise seyn, zeugt von Weisheit. Wer jenes vermag, kann auf dem Eise gehen; und wer dieß versteht, kann Berg steigen.

Diese Welt ist kein Klima für den schwachen Frommen. Geht's ihm gut, so hört er auf, es zu seyn; und geht's ihm übel, so ringt er sich die Hände wund. Frommer Wille muß auch entschlossner, muthiger Wille seyn.

Durch kluges Betragen könnte man sich viele Klagen und Jammer ersparen. Aber man ändert sich nicht, damit es besser komme, und klagt dennoch wieder, daß es nicht besser kömmt. Beym Weine schilt man aufs Podagra, und beym Podagra auf den Wein; im Leben auf den Tod, und im Tode aufs Leben. Man wünscht nicht zu sterben, wenn man lebt — und besser gelebt zu haben, wenn man stirbt.

Ein Tieftrauriger, und ein heftig Lustiger, liegen beyde krank, der letzte gefährlicher, als der erste, weil er ein Kranker ist, der gesund aussieht.

Die Menschen machen sich den Tod fürchterlich, wie die Kinder Nacht und Finsterniß; jene

denken

denken sich übergroße Schmerzen hinzu, die nicht kommen, und diese Geister und Gespenster, die nirgend da sind.

Wer sich selbst ein Vergnügen zu entziehen weiß, gewinnt; wer sich ungestümm gebehrdet, wenns ihm andere entziehen, verliert. Weißt du Verlurst zu tragen, so kannst du vieles, nur die Zufriedenheit nicht, verlieren.

Wer weisen tugendhaften Sinn nährt, hat einen guten Mantel gegen Wind und Wetter; wer nur aufs Grübeln, Vernünfteln, und blosse Wissen hält, einen Regenschirm, dem zur Zeit des Platzregens die Flügel sinken. Man kann ein Kenner der theoretisch- und praktischen Philosophie seyn; aber man sollte vor allem ein praktischer Philosoph seyn.

Man redet viel von Trostgründen, aber man traut ihnen nicht so viel Kraft zu, als der Zeit.

Die Zeit tröstet jeden, aber langsam; die Ewigkeit verbindet und heilt den Rechtschaffnen auf der Stelle.

Kreuz und Leiden sind Zaum und Gebiß, das der liebe Gott seinen Rossen ins Maul legt, wenn sie nicht zu ihm wollen. Wer dem Glücke zu hitzig in die Länge nachläuft, dem muß Unglück in die Quere kommen. Heimsuchung Gottes ruft: Halt! — Die Natur des Menschen hilft sich durch Leiden und Krankheit, wie die große Hauptnatur durch Donner und Blitz, Hagel und Stürme.

Jammere nicht so sehr, wenn der Tod dir deine Lieben von der Seite nimmt. Geliebte Personen machen uns dieses Leben erträglich, so lange sie bey uns sind, und das künftige erwünschlich, wenn sie von uns scheiden. Wenn uns gute Freunde vorangehen, so bekömmt man auch Lust, einzupacken.

Lauter lichte Stellen bekommen dem Auge, und lauter helle Glückestage der Seele nicht wohl. Je höher der Glanz, desto mehr fodert er Schatten zur Milderung. Der Mensch handelt darnach auch in seiner Kleidung, trägt zur rothen Weste einen blauen Rock.

Wer nach einer trüben Stunde dem Tode ruft, ist ein Weib; wer ihn auch nach einer frohen noch

gut

gut findet, ein Mann. Er legt das Leben, wie ein Kleid ab, das ihm zu enge ist; schlägts, wie ein Buch zu, wovon die bessere Fortsetzung künftig folgt.

Willst du in den himmlischen Gesang „Heilig, heilig" keinen falschen Ton einmengen, so laß dein Leben frohe Melodie bey allen Fügungen Gottes seyn. Den ächten Weisen bringt auch keine Trübsal aus dieser Melodie, er hält Takt.

„Ich zittere vor einem großen Glücke — sagte ein großer Mann — denn wenn es recht warm gewesen, so donnert und blitzt es."

Man glaubt oft schon darum sehr unglücklich zu seyn, weil man nicht reich ist. Aber was thust du mit Reichthum, wenn du die Buchhalterey nicht verstehst, die vor Gott gilt? — Es ist schwer, Gottes Staatsdiener zu seyn.

Wer sich grämt, daß er nicht eine hohe Geburts- oder Ehrenstelle habe, vergißt, daß er ein Mitglied von einem noch höhern Reiche als dem irdisch-sinnlichen sey. Im Reiche der Tugend und Sittlichkeit (im Reiche Gottes) ist kein Dauphin

und kein Monsieur, kein Kronprinz, und kein Königsbruder; der Erste ist der Letzte, und der Letzte der Erste; der Geringste der Vornehmste, und der Vornehmste der Geringste — der Größte, wer gerne ein Diener von allen Menschen, zu allem Guten ist.

Man wird böse darüber, daß Schmerz und Tod in der Welt ist — Soll man nicht auch böse seyn, weils Nebel und Nacht darinn giebt? — Das Bittere behagt dem Magen, warum nicht auch der Seele? Zucker schleimt, Wermuth stärkt.

Laß dir den Tadel aus fremdem Munde nicht zu sehr an dein Herz gehen. Die Vorwürfe der Weisen sind eine nützliche Sittenpredigt, die Vorwürfe der Thoren die herrlichste Lobrede.

Daß du arbeiten mußt, kann für dich ein mühselig, aber kein unseliges Loos seyn. Denke nur, es ist ein Rezept gegen die Krankheiten des Leibs und der Seele, das im Paradiese gegeben ward, und so heißt: „Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts essen" — Brod, nicht Leckerbissen, und erarbeitetes Brod, das

von der Erde, nicht Manna, das vom Himmel kommt.

Der Mensch martert sich vom Anfange bis zum Ende mit Wünschen. Der Knabe will Beinkleider, und bald eine Taschenuhr darein, der Jüngling eine Braut, der Mann Vermögen und Ehrenstellen, der Greis Ruhe und ein Landgut — und was sollte der Mensch in jeder Wunschperiode am ersten und letzten wollen, um mit Ruhe wünschen, das Gewünschte gelassen entbehren, oder froh geniessen zu können? — Nur eins ist Noth.

Macht Arbeit Mühe, so giebt sie auch frohe Ruhe. wenn man etwas geendet hat, so ruht und schläft, so steht man auf, wie neugebohren. Dem Pfarrer schmeckts am Sonntage, dem Bauer am Schluß der Aernte, und dem Kaufmann am Posttage am besten.

Ein Ungemach ist ein böses, drückendes Weib, wenn jener, der es trägt kein Mann ist. Der Kummer ist schwach, sobald man einen Scherz daraus macht.

Darum ist man noch nicht stark genug, Unglück und Schmerzen gelassen zu dulden, weil man gelehrt genug ist, erbaulich darüber zu reden.

Der

Der Wortphilosoph kann mit großer Gleichgültigkeit davon schwätzen; der Thatphilosoph kann das Zahnweh, ertragen.

Man leidet, so bald man zu leiden fürchtet; hat Freude, so bald man auf Freude hofft. Furcht macht Maulwurfhaufen zu Bergen, Hoffnung die Alpen und Pyrenäen zu Hügeln. Furcht zu verlieren, nimmt den Muth zu gewinnen; und Hoffnung zu erhalten, stärkt die Kraft zu erobern.

Worüber grämt sich der Mensch nicht? Er möchte immer gerne haben, was ihm mangelt, und wirds ihm, wieder etwas anders haben, als ihm ward, einen andern Nachbar, eine andere Regierung, ein anders Wetter. Aber soll sich dann das Wetter allemal nach seinem Kopfe richten, da er doch eben dazu einen Kopf erhielt, um sich in allerley Wetter zu finden?

Der leichtsinnige Sohn weiß sein Glück im väterlichen Hause nicht zu schätzen, bis er in fremden Landen nach derselben Mahlzeit mit den Schweinen verlangt. Damit man schätzen lerne, was man hatte, schickt uns Gott zum Mangel und Verlurst in die Schule.

Der Lauf der Sterne ist dem Kinde scheinbare Verwirrung, und der Gang der Welt den meisten Menschen. Aber der Astronom ist über den ersten, und der Weise über beyde entzückt. Er sieht und küßt eine Hand, die alles leitet, wo andere eine schauen und tadeln, die alles verwirrt.

VI.

Was ist Tugend? In welcher Verbindung stehet sie mit Glückseligkeit?

Andere ermuntern, daß sie tugendhaft werden wollen; sie die Art und Weise lehren, nach der sie es werden können — dieß beyde ist das große, wichtige Geschäft aller Kinder- und Volkslehrer; ein Geschäft, das eben so viel guten Willen, als Einsicht fodert, um guten Willen und Einsicht zu verbreiten.

Wenn jemand das Ziel einer ihm ausgesteckten Reise nicht erreicht, so geschieht dieß entweder, weil er aus Trägheit gar keinen Weg einschlägt, oder aus Unkunde den unrechten nimmt; weil es ihm am Entschluße fehlt, sich aufzumachen, oder an Kenntniß, Irrwege zu vermeiden. Immer besser, vollkommner werden, ist das Ziel unsrer Lebensreise. Macht den Leuten Muth, nach diesem Ziele zu sterben, ihr Lehrer, und zeichnet ihnen die Strasse, die Art und Weise ab, dahin zu gelangen — dann habt ihr eure Pflicht gethan, indem ihr eure Lehrlinge die ihrige einsehen und lieben lehrtet.

Wie kann man aber dem Pilger Muth machen, auf eine Stadt zuzureisen, wenn er nichts davon kennt? Wie ihn überreden, daß der angewiesene Weg dahin führe, wenn er nicht weiß, wozu sie liegt? Um liebe der Tugend zu wecken, sage man erst, was Tugend sey, und um die Mittel als dienlich zu diesem Zwecke darzustellen, mache man den Zweck selbst recht kennbar.

Was ist die Tugend, das ich nach ihr streben solle? Wo liegt sie, wo ist ihr Heimat, daß ich darauf geraden Weges zugehen möge? — Dieß will ich zuerst wissen.

Erst wenn ich das Ziel, daß man mir aussteckt, kennen gelernet, fange ich an einzusehen, ob es meine Anstrengung zur weiten Reise verdiene; und ob der angewiesene Weg dahin führe. Je wie man sich einen Begriff von der Tugend und sittlichen Vollkommenheit macht, so ermuntert man dazu, so weiset man dazu an.

Wirklich hat die Absicht, die Tugend liebenswürdig darzustellen, immer viel Einfluß auf die Weise, sie zu erklären, gehabt.

Man sagt so oft, und ich habe mich dieses Ausdruckes in meinen Bemerkungen über die Evangelien

gelien selbst oft bedient: „Die Tugend macht glückselig, das Laster unselig." Man hat Glückseligkeit als ein Kennzeichen des Guten, Unglückseligkeit als ein Kennzeichen des Bösen, beyde endlich auch wohl gar als dasjenige aufgestellet, was eigentlich das Gute zum Guten, das Böse zum Bösen macht. Thu, hieß und heißt es noch oft, was dich glückselig macht, das ist gut. Meide, was dich unglückselig macht: Das ist böse, ist Sünde.

Es scheint auch, man könne keine schönere Bestimmung der Tugend geben, als diese ist, die uns sie von einer so angenehmen liebenswürdigen Seite zeigt, und unser Herz, daß sich allem Angenehmen so gerne aufschließt, eben darum auch um so williger für die Liebe zu allem Guten öffnet, wenn diese nichts anders als Liebe des höchst Angenehmen ist.

Nur fanden dagegen manche die Bedenklichkeit, ob diese Bestimmung einerseits wahr und richtig sey, und andererseits nicht die Tugend um denjenigen Werth bringe, den ihr doch sonst jeder gesunde Menschenverstand so willig beylegt.

Wirklich scheint auch diese Bedenklichkeit ihre guten Gründe zu haben. Denn wenn man, wie

es der größte Haufe, und wir dürfen wohl sagen, der Mensch insgemein thut, zur Glückseligkeit all das Angenehme rechnet, das mittel- oder unmittelbar in allen den mancherley Vergnügen der Sinne, im äußern Wohlergehen, im reichlichen Unterhalte, in hohen Ehrenstellen, in einem berühmten Namen, in der Hochachtung und Zuneigung anderer gegen uns liegt; so findet sich nicht selten, daß man vieles davon oft eben so gut auf dem Wege des heuchelnden Lasters und der Ungerechtigkeit, als auf dem Wege der Tugend und Rechschaffenheit erhalten möge; es findet sich, daß man in manchen Vorfällen der Tugend nicht anders getreu bleiben kann, als da man einen großen Theil davon, oder auch wohl alles aufzuopfern und zu entbehren entschlossen ist.

Wer den Welterlöser unter all seinen Trübsalen und am Kreuze, wer all die Guten, wohlthätigen Menschen vor und um uns unter dem Drucke der herrsch- und selbstsüchtigen Bösen anblickt, der kann es nicht wahr und richtig finden, wenn man so immer ohne alle nähere Bestimmung daher sagt: Gut ist, was dich glückselig, Böse, was dich unglückselig macht. Er fodert mit Recht, daß man sich dieses unbestimmten, vielleicht nur

halb-

halbwahren Satzes enthalte, oder, was Glückseligkeit sey, und was sie dem Menschen seyn solle, erst genauer, und einleuchtend entwickle.

Noch dazu, wie diese Erklärung des Guten dem einen Theile so im Allgemeinen hergesagt, unrichtig, oder doch verwirrend scheinen muß; so kömmt sie dem andern nicht würdig genug vor, um damit die so schätzbare, achtungswerthe Tugend und sittliche Vollkommenheit zu bezeichnen. Liebe zur Tugend dünket jedem gesunden Menschenverstande etwas größers, erhabners, ehrwürdigers zu seyn, als Liebe zum Angenehmen. Gut und Angenehm sind zwey verschiedene Ausdrücke, die auch wohl ganz verschiedene Dinge zu bezeichnen im Umlaufe da sind. Wer sagt: „Ich will allemal so handeln, daß es mir durchaus recht wohl und glücklich gehe,“ erscheint uns, wo nicht ein niedriger, doch als kein so schätzbarer Mann, wie jener, der mit Kraft und thätiger Entschlossenheit spricht: „Ich will immer so handeln, wie es gut und recht ist.“

Man betrachtet also die Tugend so gerne von einer doppelten Seite. Der eine bildet sie als angenehm, liebreizend, schön und reich an Vergnügen ab, die sie dem nach Vergnügen durstenden

Menschen herbeyführt. — Der andere als ernsthaft, erhaben und hochachtungswerth, die sich selbst genug ist, und tausenderley mit ihr nicht wohl vereinbarliche Vergnügen zu entbehren und zu opfern weiß.

Der erste glaubt, daß gerade die reizende Gestalt, in der er sie darstellt, diejenige sey, in der sie allein den sinnlichen Menschen für sich einnehmen könne: er glaubt, daß der Begriff einer über die angenehmen und schmerzhaften Empfindungen erhabnen Tugend, ein zu hochgespannter, zu kalter Begriff sey, um den schwachen Menschen zu gewinnen, der das Angenehme so hart zu entbehren, und das Schmerzhafte nicht wohl zu tragen weiß.

Dagegen glaubt auch wieder der zweyte, der Prediger der erhabnen Tugend, daß er ihr nur in der Gestalt einer ehrwürdig ernsthaften Matrone — die, was Menschen meist so reizend oder abschreckend finden, und zu ihrer Glückselig- oder Unglückseligkeit rechnen, als niedrig und klein zu entbehren und zu opfern gebiethet — daß er ihr nur in dieser Gestalt ihre eigene hohe Würde und Erhabenheit sicher stelle. Er glaubt, daß die Tugend, wenn sie nur um des Angenehmen und Vergnügenden willen empfohlen wird, auch zu

der

der Klasse der niedrig sinnlichen Vergnügen herabgesetzt werde.

Der Erste scheint sie zu sinnlich, und der Zweyte zu geistig darzustellen. Der Erste will sie so angenehm, daß sie jedermann liebgewinnen solle, und der Zweyte so erhaben, daß sie schwer zu erreichen ist. Jener will für die Menschen sorgen, daß sie nicht den Muth, der Tugend nachzustreben, und dieser für die Tugend, daß sie nicht ihre eigene Würde verliere.

Wenn man die Behauptung des Einen wie des Andern auch nur mit dem ungeschärften und geraden, doch aufmerksamen Blicke des gemeinen Menschensinnes anschaut, so wird es, wenn ich nicht irre, jedermann scheinen, daß beyden eine Wahrheit zum Grunde liege, die vielleicht noch nicht richtig genug, oder zu einseitig und verworren ausgedrückt ist, um allen Streit und Widerspruch zu heben, in dem sie noch gegeneinander kämpfen. Es läßt sich aber ja auch nicht wohl läugnen, daß die Tugend einen eignen Werth, eine Würde und Erhabenheit besitze, die höher als der Werth aller angenehmen Gefühle ist. Es läßt sich aber auch nicht wohl einsehen, wie diese Tugend für den schwachen sinnlichen Menschen seyn soll, wenn man sie all des Angenehmen, was

Menschen

Menschen so sehr zu der ihnen so werthen Glückseligkeit rechnen, beraubet. Es steht also zum Voraus zu vermuthen, daß es einen Punkt gebe, in dem sich diese Behauptung wohl miteinander vereinigen lassen, wenn man etwa nur den Forderungen beyder irgend einen kleinen Abbruch thut, ohne darum die einte oder die andere ganz aufzuheben.

Diesen Vereinigungspunkt zu treffen soll die Absicht dieser Abhandlung seyn, um alsdann hierauf die praktische Anweisung zu günden, wie man zur Tugend ermuntern und anleiten solle.

Es soll sich zeigen, daß man der Tugend ihre eigne Würde und Erhabenheit retten, und doch zugleich ihr Eingang in das nach Glückseligkeit schmachtende Herz des sinnlichen Menschen verschaffen könne; daß man ein Freund der Tugend werden möge, ohne darum ein Feind der Glückseligkeit und des wahren Vergnügens zu seyn; daß es eben die Liebe des Guten sey, die unsere Seele zum reinen Genuße des Angenehmen fähig und desselben für Zeit und Ewigkeit würdig mache.

Es giebt hier einige Sätze, die wahr oder falsch sind, je nachdem sie in diesem oder jenem Sinne genommen werden, je nachdem mit Worten

ten

ten ein bestimmter und richtiger, oder ein unbestimmt und unrichtiger Begriff verbunden wird.

Solche Sätze sind folgende: Die Tugend macht glückselig, das Laster unglückselig. Wieder, was glückselig macht, ist gut und recht, ist von Gott gebothen; was unglückselig macht, ist böse und Sünde, ist von Gott verbothen.

Ehe man zuversichtlich diese Sätze als wahr annehmen, oder als falsch verwerfen will, sollte man erst genau bestimmen, was man unter den Worten glückselig — unglückselig — verstehe, ob gegenwärtige oder zukünftige Glückseligkeit, oder beyde zusammen — ob unter gegenwärtiger Glückseligkeit jede, die man sonst dazu rechnet, oder eine gewisse eigene Art derselben.

Weiter, wenn man das, was glückselig macht, gut und recht nennen will, kömmt es darauf an, ob die Liebe zum Guten nur als eine Ursache, die Glückseligkeit als eine bewirkte Folge — oder ob das Streben nach Tugend ganz einerley mit dem Streben nach Glückseligkeit zu achten sey.

So laßt uns dann, um hierüber selbst richtig zu denken, und niemanden, den wir darüber belehren, irre zu führen, die Sache recht ins Gesicht fassen, und nach allen Theilen erforschen.

Der

Der erste Satz, „Tugend macht glückselig,“ ist wahr und falsch, je nachdem man die gegenwärtige oder künftige Glückseligkeit dabey meynt; je nachdem, was man unter gegenwärtiger Glückseligkeit versteht.

Es ist nach der Vernunft und Offenbarung unläugbar, daß uns Tugend für die Zukunft, und in jener Welt glückselig mache.

Aber der Mensch möchte es auch schon in dieser Welt seyn, und die liebreichen Prediger möchten, um ihm die Tugend angenehm und liebenswürdig zu machen, dafür auch schon hier Glückseligkeit verheißen. Dürfen sie das? oder wie ferne dürfen sie das?

Die Antwort hängt von dem Sinne ab, in dem man das Wort Glückseligkeit nimmt. Dieser ist aber wirklich sehr verschieden.

Gewöhnlich will man darunter einen solchen Zustand verstehen, der den Menschen in den vollen Genuß all des Guten und Angenehmen setzt, dessen er seiner Natur nach nur immer fähig ist. Allein, eine Glückseligkeit in diesem Sinne, und in solcher Vollständigkeit, kann wohl nimmer als eine sichere Folge der Tugend für dieses Leben angenommen

genommen werden, und der Lehrer, der sie verheißt, macht versprechen, die durch die alltägige Erfahrung von jedem bald falsch befunden werden, und gegen seine Redlichkeit oder Einsicht, und manchmal selbst gegen die Tugend, die man mit so einer falschen Schminke als reizend darstellen will, Verdacht erregen.

Es begegnet ja jedem herumschauenden Blicke sogleich, daß der Genuß des Guten und Angenehmen in diesem Leben gar nicht nach dem Verhältniß der Tugend und des wahren Verdienstes vertheilt erscheine. Wie viele gute arbeitsame Menschen, die in Armuth und Krankheit, im Drucke und in der Verfolgung, unter Kummer und Verläumdung seufzen? und wie viele böse und schlechte Menschen, wie viele Müßiggänger und Gassentreter, die gesund und stark, reich und guter Dinge sind? Es fehlt ja auch itzt nicht an armen vor der Thüre hungernden Lazarus, und an reichen Männern, die indessen an dem Gute ihrer Mitmenschen prassen. Die heuchelnde Schmeicheley trägt ja oft zehnmal mehr ein, als offne Redlichkeit, die über Manchen drückende Ungnade brachte. Die Anempfehlung erhält dem Verdienstlosen eine ansehnliche Stelle mit reichen Einkünf-

ten,

ten, und das Verdienst kaum eine, die gegen Hunger und Blöße schützt. Der feile Unzüchtige wird mit Geschenken überschüttet, und die tugendhafte Person, weil ihr Tugend um keinen Preis und um keine Liebkosungen feil steht, samt ihren Angehörigen verfolgt. Mancher gute Vater hat Herzleid an bösen Kindern, manches gute Weib an dem verschwenderisch-ausschweifenden tyranischen Ehemann. Mißwachs und Hagelsteine treffen auch den Acker des Guten, wie Sonne und Regen auch die Felder des Bösen. Wie oft steht und siegt der ungläubige Sadduzäer, der scheinheilige Pharisäer, und der wahrhaft Gerechte wird in Synagogen gegeißelt, und stirbt am Kreuzgalgen? Führten nicht beynahe alle grossen Wohlthäter der Menschen ein mühselig verfolgtes Leben, indessen ihre schlauen, ungerechten Verfolger im Ansehen standen, in Lüsten und Ueberfluß schwelgen konnten? Ist dann nicht oft eine gute Seele in einem von Geburt aus siechem, und eine niedrige und böse in einem gesunden und starken Körper?

Weder Offenbarung, noch Erfahrung, weder das Evangelium, noch die Vernunft des Menschen verheißt den Tugendhaften Glückseligkeit die-

ses Lebens, wenn er dazu alle die Annehmlichkeiten rechnet, die unsere Wünsche und Neigungen auf eine so vergnügende Art befriedigen, und den vollen Genuß alles Guten, Schönen und Schmackhaften gewähren.

Will man nun, wie einige thun, unter Glückseligkeit gar nichts anders, als eben die lebhaft- und dauerhafteste Befriedigung all unserer Neigungen andeuten, oder diese Befriedigung wenigstens, wie es gewöhnlich ist, zur Glückseligkeit als ein Haupttheil mitrechnen; so zeigt sich aus dem, was eben angeführt worden, daß Tugend diese Glückseligkeit zu bewirken durchaus nicht fähig sey, und daß es in diesem Sinne eben sowohl unglückselige Gute, als glückselige Böse geben möge, und zum Theile wirklich gebe.

Zwar finden sich solche Böse, die eben durch ihr böses Betragen sich selbst auch diese ihre Glückseligkeit, den Genuß des Angenehmen rauben oder zerstören. Auch finden sich solche Tugendhafte in der Welt, die eben durch ihr tugendhaftes Betragen auch diese Glückseligkeit, reichen Genuß des Angenehmen, manche erfreuliche Befriedigung ihrer Neigungen und Bedürfnisse erhalten. Aber dieser Nachtheil klebt dem Laster

nur bey gewissen Handlungen und Umständen, nicht allemal und nothwendig an. — Dieser Vortheil vereinigt sich mit der Tugend ebenfalls nur unter gewissen Umständen und nicht überall, und immerhin.

Raub, Mord und Diebstahl sind freylich so gemeinschädliche Verbrechen, die alle gesellschaftliche Sicherheit und gute Ordnung zerstören, daß sie jeder mit Abscheu ansieht, die Obrigkeit mit Strafen verfolgt, und den, der sich ihrer schuldig macht, schmerzhaft und peinlich behandelt — aber dieß kann sie nur, wenn der Schuldige entdeckt wird. Dagegen wenn der Uibelthäter so schlau und glücklich ist, ihren Nachforschungen zu entgehen, oder die Beweise seiner Uibelthat unmöglich zu machen, oder die Gerichtsdiener und Richter für sich zu gewinnen; dann labt er sich an der Rache des ermordeten Freundes, an dem Genuße des geraubten Gutes. Er nimmt seinem Mitbruder durch langsames Gift, durch gelegte Fallstricke, durch einen Streich oder Stoß das Leben, durch Abläugnung des bey ihm in der Stille zur Verwahr hinterlegten Gutes sein Vermögen, ohne daß deßwegen eine Strafe, vielleicht auch nicht einmal ein Verdacht auf ihn fällt. Er kann sich

alle Tage eine Menge böser Winkelhandlungen, stiller stummer Sünden und böser Gesinnungen und Begierden erlauben, ohne von seinem Nebenmenschen deßwegen etwas Unangenehmes zu fürchten zu haben.

Wenn er sich dabey auf Verstellung, auf äußere gute Manier und Gefälligkeit, auf äußere Religionsübung versteht, so mag er etwa auch noch ein sehr beliebter Mensch werden, als ein Heiliger erscheinen, und wo es auf Erringung einer guten Stelle, eines wichtigen Vortheiles ankömmt, oft dem Rechtschaffensten den Rang ablaufen.

Es sind zwar mancherley böse Handlungen und Ausschweifungen von der Art, daß sie die Gesundheit des Thäters zerrütten, ihn auf ein schmerzliches Krankenlager werfen, ein trauriges, sieches oder kurzes Leben zur Folge haben, und so zum Genuße des Angenehmen unfähig machen.

Aber der Böse kann all diese ausschweifende und selbstschädliche Handlungsart meiden, und dabey doch sehr böse seyn. Vielleicht ist sein Körper von Natur so stark, daß er bey all seinem unmäßigen Genuß doch länger, als die von Ge-

burt aus schwache Gesundheit des Tugendhaften aushält. Er kann manche Unschuld verführen, seiner Gattinn und seiner Kinder Erbtheil verschwenden, sie an den Bettelstab bringen — Er kann lieblos und schadenfroh handeln, ohne darüber seine Gesundheit einzubüßen. Vielleicht mag er lieber auf eine kurze Zeit lebhaft und viel, als eine lange durch schwach und mäßig genießen, und dabey sich eben so klug dünken, wenn er die Menge und Lebhaftigkeit der Dauer vorzieht, als andere, die auf diese halten, und auf jene Verzicht thun.

Wenn also gleich gewisse Laster unter gewissen Umständen sehr unglücklich machen, so kann doch bey dem allen der Böse unter andern Umständen, durch mancherley andere Gesinnung, Begierden und Handlungen sehr böse bleiben, ohne so sehr unglücklich zu werden.

Eben dieß gilt im Gegentheile von einem gewissen im Aeußern tugendlichen Wandel. Er kann verschiedene Annehmlichkeiten und Vortheile einbringen; er kann sie aber auch öfter wieder verfehlen, oder eben so oft wieder erhalten, ohne im Grunde und im Innern ein tugendhafter Wandel zu seyn. Reinlich- und Ehrbarkeit im Aeußern,

Fleiß

Fleiß und Ordnung in seinen Geschäften, Treue in seinem Amte, Herablassung gegen Niedere, folgsame Unterwürfigkeit gegen Grosse, Gefällig- und Dienstfertigkeit gegen beyde machen insgemein beliebt und geehrt, erlangen Belohnung und Beförderung — Aber dieß wirken sie ja auch eben so oft, wenn sie bloß aus Eigennutz, aus Stolz und Ruhmbegierde, und andern unedeln Absichten geübt werden. — Diese Wirkung verfehlen sie wieder auch eben so oft, wenn ihnen ein einziger anderer widerlicher Fehler, ein körperliches Gebrechen, eine nicht gut lassende Manier; wenn ihnen ein übellaunischer, schwachsinniger Herr, niedrig und neidischer Mitdiener, die Anempfehlung eines andern durch eine sonst geliebte oder unzüchtig liebende, durch eine anverwandte, oder bloß in mancher Rücksicht nützliche, und zu schonende Person im Lichte steht.

Es ist zwar von selbst richtig, daß tugendhafte Mäßigkeit in Speis und Trank, im Genuße erlaubter Vergnügen und Ergötzungen, daß tugendhafte Einschränkung böser Begierden und thörichter Wünsche, Enthaltsamkeit von entnervenden Vergnügen des Gefühls und des Geschmackes, Gesundheit über den Körper, Ruhe und Heiterkeit

über die Seele zu verbreiten, unser Vermögen für uns und unsere Familie zu vermehren, vorzüglich geschickt sey. Aber wenn man dieß alles sich zum Gesetz machte, nicht aus Liebe zur Tugend, sondern aus andern ganz eigennützigen Absichten; etwa aus dem Verlangen, ein rüstig starker Streiter, ein immer nüchterner, und andere zu betriegen aufgelegter Spieler, ein kalt, stark und ruhig an jedes bezahlte Bubenstück gehender Böswicht, oder bey denen, die man so nützlich hintergehen oder locken kann, belobter, bescheidner und mäßiger Mann zu seyn — so würde zwar diese böse Absicht dieser Mäßigkeit den Werth der Tugend, aber doch nicht ihren guten Einfluß auf Gesundheit und Stärke, und die hieraus entstehenden vortheilhaften Folgen benehmen. Der Bösgesinnte würde in diesem Falle für seine Gesundheit und Fähigkeit zum weitern Genuße des Angenehmen nicht minder sorgen, als der Rechtschaffne. Eben darum; kann man aber auch nicht sagen, daß die wohlthätige Wirkung nur aus der Quelle der Tugend fließe, und eben darum auch nicht die Tugend dadurch empfehlen, als könnte nur sie uns das Glück gewähren, das in der Gesundheit und muntern Stärke des Körpers liegt. Auch dann noch kann man's erhalten, wenn man nicht

dem

dem Rufe der Tugend, sondern seinen Neigungen und bösen Begierden gehorchen will.

Indessen wird sie weder auf die eine, noch die andere Weise allemal sicher, und so erstrebt, daß man nun nichts weiter zu fürchten habe. Man ist ja bey aller enthaltsamen Einschränkung noch nicht vor aller Krankheit, vor jedem schmerzlichen Gefühle sicher. Es können dazu in den tausend verschiedenen Körpertheilen auch tausend verschiedene Keime liegen, und von uns oder einem Arzte unschicklich behandelt werden. In jeder Speise, in jedem Getränke, das wir auch noch so mäßig genießen, in jeder Luft, die wir einathmen, können uns durch Zufall, oder mit böser Absicht, durch den Lauf der Natur, oder Zuthun der Menschen, ungesunde, Krankheit und Schmerzen erregende Theile zugeführt werden. Ein fallender Stein kann uns ein Glied zerschmettern, eine unter dem Fuße brechende Stütze uns gefährlich fallen lassen; ein böser oder wahnsinniger Mensch, ein unbändiges Pferd, ein wüthender Ochs oder Hund, eine umstürzende Kutsche, ein einstürzendes Gemäuer, ein unvorsichtig gehaltnes, oder von ohngefähr reißendes Schießgewehr, wenige Dünste eines ansteckenden Kranken, ein Sprung, ein

ein falscher Tritt — all diese und hundert andere Fälle sind es, vor deren Nachtheil alle Tugend unsere Gesundheit nicht immer bewahren kann.

Ja, wie mancherley Berufsgeschäfte, wie mancherley zur Hilfe auffordernde Fälle giebt es, wo selbst die Tugend befiehlt, mit Gefahr seiner Gesundheit und seines Lebens seine Pflicht zu thun, und sich zum Besten und zur Rettung anderer zu verwenden?

Sobald man die Dinge nicht einseitig, nicht unter eingeschränkter Erfahrung, nicht bloß in diesem oder jenem, sondern in mehrerley alle Tage unter den Menschen vorkommenden Fällen ansieht; so zeigt sich, daß jene Glückseligkeit, die in einem gesunden Körper, in angenehmen Gefühlen, in Sättigung unserer Wünsche und Begierden, in der thätig beglückenden Zuneigung anderer Menschen, kurz, die in Befriedigung unsers natürlichen Hanges zum schmerzlosen, lustvollen, angenehmen, an Vermögen und Genuß reichen Zustande besteht, weder ein Eigenthum der Tugend, noch des Lasters sey, daß sie oft von beyden mehr oder weniger erworben, oft von beyden mehr oder weniger verfehlt werde. — Daß zwar das Laster, so weit es in böser Gesinnung besteht, allemal an sich,

die Tugend aber sehr oft, durchaus nicht damit bestehen könne, sondern wenn sie ächte Tugend ist, eben darum den festen Willen in sich halten müsse, alle diese Glückseligkeit, sobald es Beruf- und Menschenpflicht fodert, gering zu achten, willig zu entbehren, und unter anstrengend mühseligem Kampfe zu opfern.

Man hat zwar behaupten wollen, daß die Tugend nie gebiethe, einige gegenwärtige Annehmlichkeiten dieses Lebens zu entbehren, ohne zugleich noch größere ebenfalls in diesem Leben zuströmende zu verheißen. Aber schon die Fälle, dir wir bisher aus der alltäglichen Erfahrung beygebracht, beweisen das Gegentheil: jede langwährende ohne eignes Verschulden aufstossende, und sich mit dem Tode schließende Krankheit; jeder in mühseligen und getreu erfüllten Berufspflichten zu Wasser oder zu Lande erfolgte Todfall beweiset es. Oder ist etwa der verkannte und verfolgte, oder hintangesetzte Rechtschaffne, der mit Ergebenheit duldende Arme, sicher, daß er in dieser Lage seiner Mißkennung, seines schmerzlich und dürftigen Zustandes nicht sterben werde? Will und darf man sich über all die im Mangel und Niedrigkeit, in Schmerzen und Müheseligkeit dahin sterbende Menschen

des

das Urtheil erlauben: „Er war nicht tugendhaft!“ — Darf man vielleicht im Gegentheile gar, die in blühenden Glücksumständen aus der Welt giengen, eben darum selig sprechen? Der große Menschenlehrer sagte anders: Der wohllebende Reiche ward in der Hölle begraben, und der dürftig schmachtende Lazarus gieng in den Schooß Abrahams über. — Der große Menschenwohlthäter zeigte es an seiner, und seiner Freunde Person anders — wie er jeden, der ihm und der Tugend anhangen wollte, mit Worten ermunterte, sein Kreuz auf sich zu nehmen, sich zu verläugnen, und die Liebe zum Leben und angenehmen Lebensgenuße zu besiegen: so ermunterte und lehrte er auch durch sein und seiner Freunde Beyspiel. Er und sie wandelten mühselig, litten schmerzlich, starben schmählich.

Es wärre ganz Uiberfluß, eine so helle Wahrheit noch weiter beweisen, oder gegen die ungegründeten Einwendungen, die weder Vernunft, noch Erfahrung, noch irgend eine höhere Offenbarung für sich, sondern überall so viel gegen sich haben, vertheidigen wollen. Vielmehr ergiebt sich aus diesem allen von selbst, daß man den Satz: “Die Tugend macht glückselig“ — nicht in jedem

Sinne

Sinne für wahr annehmen dürfe; daß er dann, wenn man zur Glückseligkeit, wie man insgemein stillschweigend thut, die volleste Befriedigung unserer Neigungen und unsers Hanges nach Vergnügen der Sinne, nach Ehre und Reichthum dieses Lebens rechnet, daß er dann gewiß falsch sey; daß durch Verheißung der Glückseligkeit in diesem Sinne zur Tugend ermuntern, die Leute betriegen, und der Tugend eine falsche, morsche und solche Stütze geben, heiße, die jeden, der sich daran hält, leicht sinken und verderben läßt.

„Die Tugend macht glückselig„ — kann also, so weit wir noch in unserer Untersuchung gekommen sind, keinen andern Sinn haben, als: sie macht für das zukünftige Leben glückselig. — Aber sollte dann für die Tugend in diesem Leben gar keine Art Glückseligkeit seyn: oder muß man unter Glückseligkeit dieses Lebens durchaus nichts anders, als das verstehen, was unsern Neigungen durch Freuden der Sinne, durch reiches Auskommen, durch hohe Ehrenstellen und Ruhm wohl thut? Laßt uns weiter untersuchen.

Wenn es gleich kein Vorrecht der Tugend ist, uns Ehre und Reichthum, und dasjenige sicher zu

verschaffen, was bequemen Unterhalt giebt, und angenehme Eindrücke von außen auf uns macht, so wirkt sie doch ein frohes Bewußtseyn, eine Ruhe und Zufriedenheit im Innern, die nur ihr Antheil ist, oder nur dem Tugendhaften, nie dem Bösewicht werden kann.

Tugend, oder die thätig herrschende Liebe zu dem, was recht und gut ist, das unaufhörliche Streben nach durchgängig strenger Erfüllung all seiner Pflichten — diese Tugend hat einen eignen Werth, der uns höher, als alles ist, was wir sonst immer zu Gütern und zur Glückseligkeit dieses Lebens rechnen mögen.

Es soll irgend einem Menschen glücken, alle, auch die kleinsten Bitterkeiten dieses Lebens, alle unangenehme Gegenstände und Eindrücke von sich zu entfernen; alle angenehme, wornach sein Herz verlangt, zu erstreben. Wenn er aber dieß Ziel nur durch ungerechte Bedrückung oder Beraubung seines Nebenmenschen, durch sündhafte Willfährigkeit gegen einen Großen, oder durch was immer für böse Handlungen erreichen konnte; so wird jeder sagen, jeder, und mit Recht von ihm fodern: „Er hätte lieber all das Glück sollen fahren lassen, als die Uibelthat begehen; lieber alle

übrige Annehmlichkeiten des Lebens, als die Tugend preisgeben sollen" — das heißt: „Tugend hätte ihm mehr Werth seyn sollen, als alle übrige noch so große Glückseligkeit und Wohlfahrt." Wenn wir nun ohne Anstand und mit Grunde uns berechtigt halten, zu fodern, daß die Tugend jedem Menschen werther, als alles übrige noch so Angenehme seyn soll, so erkennen wir ja zweifelfrey, daß sie einen Werth habe, und eine Schätzbarkeit verdiene, dergleichen sonst keinem andern Dinge in der Welt zukömmt.

Dieß erscheint noch heller, wenn wir einen Menschen setzen, der wirklich, um seinen Nebenmenschen zu dienen, um tausend und tausend Wohlthaten für Leib und Seele auf sie zu verbreiten, sich nicht nur aller sinnlichen Annehmlichkeiten und Vergnügen begiebt, sondern was nur ein Mensch Schmerzhaftes dulden kann, übernimmt.

Er ist das Aug des Blinden, der Fuß des Lahmen, die Hilfe und der Trost aller Presthaften. Er lehrt die Unwissenden, tröstet die Betrübten, ruft alle, die Last und Arbeit drückt, zu sich, als zur Quelle, woraus Erquickung für sie fließt. Alle Tage seiner Wanderschaft sind darüber voll

Arbeit, die Nächte schlaflos, sein Zweck groß, seine Mittel auserlesen. Er hat dabey so wenig Vermögen, sich Bequemlichkeiten zu verschaffen, als Verlangen, darnach zu streben. Sein Eigenthum ist nicht so groß, daß sein Haupt darauf ruhen könnte. Es verbreitet sich zwar seiner Macht- und Liebesthaten wegen allenthalben von ihm der Ruf, man läuft ihm von allen Orten zu; aber das erweckt ihm erst mächtige Neider, die bald seine Verfolger werden. Bey all seiner Gottesfurcht und Unschuld wird er als ein gottloser Mann und Gotteslästerer, bey aller Reinigkeit seiner Lehre und Beyspiele als ein Verführer des Volkes verläumdet. Man dringt darauf, ihn aus den Weg zu räumen — man spricht das Todesurtheil über ihn. Keiner von allen, denen er so viele Wohlthaten erwies, hat Muth oder Kraft für ihn zu sprechen. Seine innersten, vertrautesten Freunde verlassen ihn. Einer liefert ihn selbst seinen Feinden in die Hände, einer läugnet vor ihnen mit einem Eidschwur, daß er ihn auch nur kenne. Er wird verhöhnt als ein Thor, gespottet als ein Ohnmächtiger, gegeißelt, an den Kreuzgalgen aufgehangen, und mit andern Mördern als ein gleicher Uibelthäter hingerichtet. Er muß vor seinem Tode noch seine verlassene trost-

gatten-

gatten- und bald kindeslose Mutter sehen; noch den Triumph und das Höhnen seiner Feinde und Peiniger hören, und so unter namenlosen Martern seine liebende Seele aushauchen — aushauchen in der Blüthe seiner Jahre, in der Mitte seiner Unternehmung, mit denen er das wahre Glück, die wahre praktische Aufklärung und Wohlfahrt aller Nationen umfaßte, und die nun durch seinen frühen, zumal so schmählichen Tod unterbrochen, fruchtlos gemacht, so wie alle seine wohlthätige Absichten vereitelt zu werden schienen. Bey allen den Schmerzen, unter denen sein Herz und seine Seele blutet, bleibt er gleichwohl Gott und der Tugend getreu, will lieber alles dieß dulden und sterben, als die mindeste Rettung auf Unkosten der Tugend suchen. Er umarmet mit Liebe seinen Verräther, sieht mit warnender Wehmuth seinen Verläugner an; tröstet, die um ihn weinen; beseligt einen Mörder, der neben ihn hängt; sorgt für seine Mutter, bittet Gott für seine Peiniger, und empfiehlt sich mit Ergebenheit Gott, seinem Vater.

Sagt nun, ob sich auch nur jemals ein Mensch einen Zweifel darüber erlauben könne, als hätte dieser Mann auf diese Art unweise oder

unrecht gehandelt? Ob nicht jedermann von ihm ausrufen müße: Das war ein göttlicher Mann, und wie alle Tugendhafte in ähnlichen Fällen auf ähnliche Art seyn müßen?

Aber sollte er dann alle Annehmlichkeiten dieses Lebens, und das Leben selbst hingeben, alle Bitterkeiten und Todesschmerzen, und den Tod selbst dulden, wenn er sich auch nur durch eine Hintansetzung seiner Pflicht, nur durch eine ungerechte, lieblose Lüge hätte retten können? Ja das sollte er, und sobald er sich das mindest sündhafte Rettungsmittel erlaubt hätte, so wäre alle Achtung für ihn verloren. Wir würden ihn tadeln; laut, und mit Einstimmung aller guten und weisen Männer sagen: „Da hat er unrecht gehandelt.“ Unrecht? warum unrecht? weil er in dem Falle sein Leben und den angenehmen Genuß desselben, die Befreyung von Tod und Schmerzen höher würde geachtet haben, als die Tugend. Das ist uns so ganz gewiß unrecht; und könnte es uns doch nicht seyn, wenn es nicht jedem einleuchtete, daß ein guter tugendhafter Wille einen ganz eignen unvergleichbaren Werth habe, eine so eigne unvergleichbare Hochschätzung verdiene, daß gegen ihn alle sinnlichen Schmerzen und Vergnügen,

gnügen, Tod und Leben für nichts müßen geachtet werden. — Es ist besonders merkwürdig, daß wir einen der Tugend getreuen Willen erst dann recht zu schätzen anfangen, wenn er bey der tugendhaften Vollbringung seiner Pflicht, in diesem Leben nichts mehr hoffen, und alles Widrige, und selbst den Tod zu fürchten hat. Ein offenbarer Beweis, daß uns der Mensch erst dann recht weise erscheint, erst dann die Tugend würdig, und so, wie sie es verdient, schätzt, wenn er sie über alle übrig menschliche Glückseligkeit dieses Lebens hochachtet.

Er müßte uns aber als ein Thor, als ein unrichtiger Beurtheiler des Werths der Dinge erscheinen, wenn die Tugend nicht wirklich auch in unsern Augen den über alles erhabnen Werth behauptet, den er ihr beylegt. Wir schätzen ihn, weil er auch nach unsern Urtheilen richtig schätzt, die Tugend nach der Würde achtet, die sie in unsern Augen hat, und dadurch Hochachtung in unsern Augen verdient.

Dieser hohe über alles erhabne Werth der Tugend wird zwar von uns nicht immer deutlich gedacht, aber doch als eine so gewisse und ausgemachte

gemachte Sache vorausgesetzt, daß wir unsere Urtheile über den Werth des Menschen unbedenklich darauf gründen.

Wir können einen Menschen bey den trefflichsten Naturgaben, bey den vielen erworbenen Fertigkeiten, bey dem Uiberfluße an den sogenannten Gütern dieses Lebens schön, kraftvoll, stark und wohlgebildet, fähig aufmerksam, gelehrt und kunstreich, glücklich und mächtig, angesehen und berühmt finden — aber, wenn er dabey nicht gut und tugenhaft ist, seine Naturgaben und erworbene Fertigkeiten, seine Glücksgüter nicht gut und tugendhaft gebraucht, wenn er dabey ein stolzer oder liebloser, ein weichlicher oder harter, ein böser Mensch ist, so wird er uns nie lob und achtungswerth, er muß uns klein und niedrig erscheinen.

Dagegen wenn auch ein Mensch von der Natur dem Anscheine nach noch so stiefmütterlich bedacht worden, wenn seine Gestolt mehr häßlich als reizend, seine Verstandskräfte schwach, seine Umstände dürftig, sein Name dunkel und unbekannt ist — So werden wir seine Person weder geringschätzen, noch tadeln können, wir werden

ihn

ihn hochachten und ehren müßen, wenn er dabey als ein guter, tugendhafter Mensch seine obgleich wenigen Talente und Naturgaben gut anlegt, seinen Mangel und Dürftigkeit mit Gelassenheit trägt, niemanden um dessen höhere Einsichten, größere Reichthümer und Berühmtheit beneidet, und in seiner Dunkelheit sich begnügt, seine Berufspflichten mit Treue gut erfüllen, seine Mitmenschen zu lieben, und Gott zu ehren.

Nur wer Tugend und einen guten Willen hat — mag ihm auch sonst alles mangeln, was Menschen gewöhnlich anstaunen und rastlos suchen — verdient unverneinlich Lob und Achtung — Nur wer böse und lasterhaft ist — mag er sonst auch alles besitzen, was vergnügt, reich, ansehnlich, mächtig und berühmt macht — verdient Tadel und Geringschätzung. Wenn auch Mitmenschen aus Neid und böser Leidenschaft dem Guten Achtung und Lob versagen, dem Bösen aus Schmeicheley und Eigennutz ertheilen wollten, so kann doch keine gesunde Menschenvernunft sagen, daß der Tugendhafte nicht Achtung, und der Bösewicht nicht Geringschätzung verdiene. So eigensüchtig der Mensch immer ist, so hat doch wohl noch keiner den allgemein

anerkannten Unsinn begangen, für sich auch dann, wenn er böse war, Achtung zu fodern, oder Tadel und Geringschätzung als unrecht zu erklären.

Zwar verlangt er jene, und verabscheuet diese; und sucht darum wohl, seine Fehler sich und andern zu verbergen, sie in einem andern vortheilhafteren Lichte, oder wenigstens als verzeihlich darzustellen und zu entschuldigen. Aber das wagte noch niemand zu sagen: „Auch wenn ich böse bin, so verdiene ich darum nicht getadelt zu werden; man ist mir Lob und innige Achtung schuldig, weil ich doch schön, reich, gelehrt bin; weil ich ein Landgut oder ein Fürstenthum, viele Diener und Unterthanen unter meiner Gewalt, und Geld zu Tausenden oder Millionen in meinen Kassen habe."

Zwar beneidet man nicht selten einen verdienstvollen Mann um die wahre innige Achtung, die alle leidenschaftlose, unbefangene Herzen seiner Rechtschaffenheit ertheilen, und sucht darum seine Verdienste zu verkleinern, in Schatten zu stellen, den guten Handlungen böse Absichten, und dem guten Manne böse Handlungen anzudichten. — Aber das wagte noch niemand zu

sagen

sagen: „Auch wenn mein Mitmensch noch so gut und rechtschaffen, so Gott = und Menschenliebend ist, so verdient er darum doch keine Achtung, weil er weder eine schöne Gestalt, noch Gelehrsamkeit, noch Geld hat.“

Selbst das Klügeln und Bestreben der Bösen sich das als erlaubt darzustellen, was sie gerne thun, zu verbergen und zu entschuldigen, was sie Unerlaubtes gethan, um der Verachtung zu entgehen — beweiset, wie sie innigst überzeugt sind, daß jedes Unrecht Verachtung und Tadel vordiene, auch dann verdiene, wenn man alle sonst mögliche Glückseligkeit, all Angenehm und Frohes dabey besäße, oder dadurch erhalten könnte. Selbst das Bestreben der Bösen, dem rechtschaffnen, verdienstvollen Manne, der ihnen im Wege steht, sein Verdienst zu schmälern, ihn unredlicher böser Handlungen oder Absichten zu beschuldigen, um demselben die Achtung und das Zutrauen anderer zu entziehen, beweiset, wie innigst sie überzeugt seyn, daß Tugend und Rechtschaffenheit allgemeine Achtung verdiene, und erkannte Tugend und Rechtschaffenheit solche nothwendig von allen vernünftig und guten Menschen erhalte.

Es giebt also vielleicht keine Uiberzeugung, die uns so innig, so unauslöschlich und unwiderleglich beywohnte, als diese: Tugend und Rechtschaffenheit, Gottes- und Menschenliebe, und das fortwährende Bestreben nach immer genauerer Vollbringung all seiner anerkannten Pflichten hat einen ganz eignen Werth, einen über alles, was man sonst Angenehmes, Vergnügendes denken mag, weit erhabnen Werth — verdient allein, was alle Naturgaben, alle Körper- und Geistesfertigkeiten, alle angebohrnen, und alle sonst ertheilten oder erworbenen Güter nicht verdienen, Lob und Achtung — giebt zwar nicht immer zeitlich und sinnliche Glückseligkeit dieses Lebens, aber doch die Würdigkeit glückselig zu seyn, fodert oft schmerzhafte Duldung des Bittern, schmerzhafte Aufopferung des Angenehmen; macht aber allemal, daß man sich des Angenehmen freut, das dem Tugendhaften widerfährt, und sagt: Er ist dieser Stelle, dieser Erbehung, dieses Glückes werth — dagegen aber ihn im Drucke und Unglücke bedauert, über seine Verfolger zürnt, von diesen mit Unwillen und der vollen Geringschätzung, von ihm aber mit voller Achtung ausruft: „Wahrlich, dieß verdiente er nicht zu dulden, so unwürdig nicht behandelt zu werden.“

Dieser hohe Werth, welcher der Tugend unstreitig und allgemein zugestanden wird, macht nun auch, daß man von ihr in einem wahren Sinne sagen kann: „Die Tugend macht glückselig auch für dieses Leben.“ Die Glückseligkeit, die sie bewirkt, ist zwar nicht jene, von der wir oben sagten, und die im Genuße sinnlich angenehmer Eindrücke und Gefühle, in Befriedigung unserer Neigungen, in Reichthum, Ehre und Vergnügen besteht, sondern eine eigene Art Glückseligkeit, die aus der Erfüllung unserer Pflichten und dem Werthe entsteht, der dieser Erfüllung eigen ist.

Wir sind nämlich, wie wir gesehen, von unserer eignen Vernunft genöthigt, diese Erfüllung, und das redliche Bestreben darnach, oder die Tugend hochzuachten; so, daß wir tadel- verachtungs- und strafwürdig erscheinen, sobald wir sie hintansetzen, auch wenn wir alle sonst nur mögliche Glückseligkeit und Vergnügen dieses Lebens gewinnen könnten; daß wir uns nun so lob- achtungs- und belohnungswerther zeigen, je mehr, je entschloßner wir alles, auch das Angenehmste opfern, auch das Widrigste übernehmen, um der Tugend, mit der so oft nicht das Genießen, son-

dern

dern nur das Entbehren und Dulden bestehen kann, getreu zu bleiben. Wir erkennen also aus dem hohen Werthe, den wir nothwendig der Liebe zur Rechtschaffenheit beylegen, ein unverbrüchliches Gesetz, Tugend und Rechtschaffenheit mehr, als alles zu lieben, sie für nichts in der Welt, und für sie alles, so wohl es auch unsern Neigungen thun mag, hinzugeben. Wer nun diesem Gesetze gehorcht, der thut, was er unnachläßlich thun soll, der liebt und achtet, was Liebe und Achtung verdient, liebt mit derjenigen hohen Liebe, die nur Tugend und Rechtschaffenheit verdient. So ein Verehrer der Tugend ist uns achtungswerth, und sind wir uns bewußt, selbst solche Verehrer zu seyn, so haben wir Zufriedenheit mit uns selbst.

Dagegen wer diesem Gesetze nicht gehorcht, wer lieber dem nachstrebt, was ihm seine Triebe und Neigungen als angenehm, als was ihm seine Vernunft für gut und tugendhaft anpreiset, der thut, was er nicht thun sollte; hat Vorliebe zu dem, was sie nicht verdient; Nichachtung gegen das, was allein Achtung verdient. So ein Verächter der über alles schätzbaren Tugend, so ein abgöttischer Verehrer der weit unter ihr stehenden

Triebe

Triebe und Neigungen ist uns nothwendig niedrig und klein, und sind wir uns bewußt, selbst solche zu seyn, so sind wir unzufrieden mit uns selbst.

Der Mann im Dienste der Tugend und des Guten kann mit seinem oft harten unangenehmen Zustande nicht ganz zufrieden, aber er wird es allemal mit sich selbst seyn; kann allemal sagen: „Bey allem, was ich entbehre und leide, liebe und thue ich, was ich soll."

Der Mann im Dienste der Neigung und des angenehmen Bösen kann oft mit seinem angenehmen genußvollen Zustande zufrieden, aber es nie mit sich selbst seyn, muß immer sagen: „Bey allen dem, was ich habe und genieße, liebe und thue ich, was ich nicht soll."

Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst ist also nur der würdigen Hochschätzung und Liebe der Tugend eigen, und dem Bösen, der das Achtungswürdigste, das Pflichtmäßige dem Angenehmen nachsetzt, kann diese Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst ewig nicht werden; muß allemal, so oft er sich seiner innern Beschaffenheit bewußt wird,

dieses

dieses Hineinschauen in sich selbst Unruhe und Unzufriedenheit erregen.

Kann man aber wohl einen Menschen glückselig nennen, dem Zufriedenheit mit sich selbst mangelt? der sich selbst und seinen sittlichen Charakter nicht anblicken darf, ohne sich zu tadeln und zu verachten? der sich vor sich selbst fürchten, den Blick von sich abwenden muß, um nicht unruhig und unzufrieden, sein eigner Verächter, Ankläger und verdammender Richter zu werden. Wenn man Glückseligkeit nach dem meist üblichen Sinne nimmt, so kann man solch einen Bösen unmöglich glückselig nennen. Nie zufrieden mit sich selbst werden können, allemal, so oft man auf sich denkt oder errinnert wird, unzufrieden seyn müßen — daß ist doch ein sehr widriger, unangenehmer Zustand, der sich mit dem, was man insgemein unter Glückseligkeit denket, nicht vereinigen läßt. Will man aber, wie einige aus Liebe zur philosophischen Bestimmtheit thun, den gewöhnlichen Sprachgebrauch dahin einschränken, daß man unter Glückseligkeit einzig die Befriedigung dessen verstehe, was unsere Neigungen verlangen, ohne auf das zu sehen, was unsere Vernunft fodert, so könnte so ein Bösgesitteter wohl

glückselig

glückselig heißen, wenn er nur die ersten nach Lust befriedigen mag, ob er gleich nicht die Forderungen der Vernunft zufrieden stellen will, und darum nie mit sich selbst Friede haben, sich nie über sich selbst beruhigen kann.

Doch scheint es besser, und für Volkslehrer, die sich an die Begriffe des Volkes, um nicht irre zu machen, anschließen müßen, schicklicher gethan, das Wort Glückseligkeit in jenem Sinne zu nehmen, der alles Widrige und Unangenehme davon ausschließet, es mag von unbefriedigten Neigungen oder von übertretnen Vernunftgesetzen und Gebothen herrühren.

Was ist auch alle sinnliche Freude ohne Seelenruhe? Was alle mit Rosen bestreuten Wege, wenn sie doch auch mit den Stacheln des bösen Gewissens und der Reue übersäet sind? Was gestillte Begierden bey einer schreyend und anklagenden Vernunft? Was alle Lust ohne Zufriedenheit mit sich? — Gewiß nicht Glückseligkeit in dem Sinne, wie man das Wort gewöhnlich, und wenn ich nicht irre, ziemlich allgemein versteht. Richtiger und mit dem gemeinen Sinne übereinstimmender wird es gesprochen seyn, wenn

man

man zwischen Glück und Glückseligkeit, zwischen glücklich und glückselig einen Unterschied macht, und einen Bösen bey seinem reichlichen Genuße des Angenehmen glücklich, aber nicht glückselig nennt.

Aus dem, was eben itzt angemerkt worden ist, ergiebt sich also zwar nicht der Satz: „Tudend macht glückselig“ — aber wohl dieser: „Ohne Tudend giebt es keine Glückseligkeit“ — weil Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst nothwendig mit zur Glückseligkeit gehört, aber ohne Tugend allemal mangelt; weil Unruhe und Unzufriedenheit mit sich selbst, Anklage und Reue über sich selbst allemal unglücklich macht, und allemal, so oft der Tugendlose und Böse sich seines innern sittlichen Zustandes bewußt wird, sein Antheil ist.

Aus der ganzen bisherigen Untersuchung könnten wir also etwa folgende Wahrheiten herausfinden.

Zur Glückseligkeit, nach der wir streben, rechnen wir sowohl den Genuß des Angenehmen, als das frohe Bewußtseyn des Guten; den Be-

sitz derjenigen Vergnügen, wozu uns unsere Neigungen treiben, wie desjenigen, wozu uns unsere Vernunft auffodert. Wir wollen keine Schmerzen von widrigen Eindrücken, und keine Reue über uns selbst fühlen. Wir wollen Achtung und reichlichen Vorrath an vergnügenden Glücksgütern haben, aber auch nicht unwerth der Achtung und der Glücksgüter seyn. Das letzte erhält man allein durch Tugend, darum kann der Böse ohne Tugend nie glückselig seyn. Das erste erhält man nie zuversichtlich durch Tugend, darum kann auch dem Tugendhaften die volle Glückseligkeit in diesem Sinne mangeln.

Der Liebhaber dessen, was gut und recht ist, hat allemal Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst, aber das, was ihn von außen umgiebt, gewährt ihm nicht immer eine angenehme, verursacht ihm oft eine sehr schmerzhafte bittre Lage.

Der Verächter der Tugend, und Liebhaber dessen, was von außen her widrige Eindrücke entfernt und angenehm macht, erhält oft diese, aber nie die Ruhe und Zufriedenheit im Innern. Giebt es nun keine Glückseligkeit ohne diese Ruhe im Innern, so kann der Böse nie sich eine ver-

spre-

sprechen; und giebt es keine ohne angenehme Eindrücke von außen, so kann sich der Tugendhafte solche nie zuversichtlich verheißen.

Man kann also nie mit allgemeiner Gewißheit sagen: Tugend macht glückselig. Doch kann man behaupten: Tugend liefert einen Hauptbestandtheil zu deiner Glückseligkeit, nämlich Ruhe und Zufriedenheit mit dir selbst.

VII.

Sprüche der Weisheit,

aus und nach Salomo.

[illegible] so kann nur der Tugendhafte [illegible]

[illegible]

VII.

Ein Diadem auf deinem Haupte, eine goldene Ehrenkette um den Hals — wie klein ist das gegen Weisheit in deiner Seele?

Wer im Guten fest aufrecht steht, legt sich ohne Sorge nieder — Wer sich mit Vorsicht bewacht, schläft mit Erquickung.

Wer ohne Noth zum Dürftigen sagt: „Morgen will ich geben“ — der sagt auch: „Heute will ich noch lieblos seyn.“

Der Böse kann nicht schlafen, wenn er nicht Böses gethan; und nicht ruhig erquickend schlafen, wenn ers gethan.

Wer sein Herz in Gewalt hat, bekömmt auch fremde Herzen darein — Wer seine Neigungen zu besiegen weiß, erhält die Zuneigung seines Bruders.

Laß dein Auge gerade hinschauen, deinen Fuß gerade hinwandeln — auf einen Richtpunkt, Tugend

gend und Weisheit: Rechts und Links wartet Verachtung und Verderben deiner.

Die Worte des Verführers sind schlüpfrig, wie Oel — hörst du sie, so werden sie bitter, wie Wermuth, und scharf, wie ein Dolch.

Wer rechtschaffnen herrschenden Sinn hat, der hat auf der Reise seinen Führer, bey der Arbeit seinen Gehilfen und Ermunterer, beym Schlafe seinen Wächter.

Wer Feuer in seinen Schooß faßt, der versengt seine Kleider — wer über glühende Kohlen läuft, seine Füße — und wer mit unreiner Liebe spielt, sein Herz.

Sage zur Weisheit: Meine Schwester! Und nenne die Klugheit deine Vertraute.

Im leichten flüchtigen Sprung und Tanz läuft der Hirsch und der Jüngling ins Garn.

Bestrafe den Gottlosen nicht, er wird dein Feind: Bestrafe den Weisen, er wird dich lieben.

Der Gerechte wird gesättigt, der Ungerechte bleibt immer heißhungrig.

Haß erregt Hader, Liebe wirft über den Zankapfel eine Decke.

Wer seinen Haß verbirgt, ist ein Heuchler; wer ihn ausbrechen läßt, ein Thor; wer mit Herz und Miene liebt, ein liebenswürdiger Weiser.

Dem Guten wird das, was er hofft, und dem Bösen, was er fürchtet.

Die Redlichkeit des Rechtschaffnen wird sein Reichthum, die Falschheit des Betriegers sein Dieb und Räuber.

Den Bösen, der sich deinen Freund nennt, weht jeder Wind von deiner Seite; der Gerechte hält auch im Sturme an dir.

Der Wohlthätige theilt seinen Reichthum mit, und erhält immer mehr; der Karge häuft ihn zusammen, und geräth in Mangel.

Ein ungerechter Mann wankt, wie ein Blatt; der Gerechte wurzelt, wie ein Baum.

Der böse Hausvater sorgt nicht einmal für sein Kind, der gute auch für sein Vieh.

Der Schwätzer ist ein Schwert, das verwundet; die Rede des Weisen ein Arzt, der heilet.

Mit der Wahrheit besteht man sein ganzes Leben; mit der Lüge oft kaum eine Stunde.

Entwürfe zu fremden Unglücken schaden dem, der sie macht; heilsame Anschläge nützen dem, der sie giebt.

Ein Kluger verbirgt seine Einsichten; ein Thor schreyt seine Thorheit aus.

Der Arbeitsame hängt von sich ab, und ist frey; der Faule von jedem, und ist ein Sklave.

Ein Sonnenblick zerstreut die Wolke, ein freundlich Wort den Kummer.

Der offne Mund des Schwätzers ist eine Grube, worein er selbst fällt.

Die sich reich machen, sind arm, und die sich arm machen, reich — Wer sich als einen Weisen ausruft, ist ein Thor, und wer sich unwissend bekennt, ein Weiser.

Wer sich zu stolz dünkt, Belehrung anzunehmen, ist nicht werth, eine zu erhalten.

Der Thor läuft, und stürzt; der Weise zählt die Schritte, und springt ihm vor.

Der Bangmüthige zeigt Verstand; der Jächzornige trägt seine Unvernunft zur Schau.

Wer den Armen drückt, entehrt seinen Schöpfer; Barmherzigkeit ist Gottesdienst.

Die Weisheit sitzt in den Herzen des Verständigen stille; die Thorheit ergießt sich mit Geräusch über die Lippen.

Ein frohes Herz heitert die Miene, ein guter Wille heitert das Herz auf.

Besser ein Stückchen Brod mit Zufriedenheit, als ein großer Schatz mit Unruhe; besser wenig Gemüse an der Tafel des Freundes, als ein Mastochs unter Feinden.

Der Faule findet auf jeder Strasse Dörner; der Thätige Rechtschaffne bestreut sich jede mit Blumen.

Was ein gutes Gericht für den Gaumen, das ist Freundlichkeit für's Herz.

Gott segnet die Unternehmung des Gerechten, und seine Feinde arbeiten zu seinem Glücke.

Besser den Heller mit Recht, als den Gulden mit Unrecht.

Vor Unglück kömmt Stolz, und vor dem Fall Hochmuth.

Ein freundliches Wort ans einem guten Herzen, ist ein Labetrunk aus der reinen Quelle.

Tadel vom Weisen ist empfindlicher, als Prügel vom Thoren.

Wer Städte erobert, ist oft ein feiger Sklave der Ruhmsucht; wer sich besiegt, ein Held.

Was nützt das Geld in der Hand des Thoren? Verstand kann er sich doch nicht kaufen.

Was der Mund eines Menschen genießt, sättigt den Magen, und was der Mund eines Weisen redet, die Seele.

Rechtthun gefällt Gott mehr, als Opfer.

Besser in der Wüste, als bey einem zänkischen Weib in der Wohnstube.

Der Geizige hat Freude am Haben, der Wohlthätige frohlockt beym Geben.

Ist im Herzen des Kindes Weisheit, so ist im Herzen des Vaters Freude.

Uibermuth kleidet in Golde, Schläfrigkeit und Trägheit in Lumpen. Wer arbeitsam und klug ist, geht reinlich und einfach.

Eine schickliche Antwort ist ein Kuß auf die Lippen.

Lieblose Praler sind Wolken und Wind ohne Regen.

Wer zu viel Honig ißt, muß es wegspeyen.

Ein Mensch mit unmäßigen Begierden ist ein Strom ohne Damm, eine Stadt ohne Mauern.

Einen Thoren zum Geschäftträger machen, heißt, einen Lahmen zum Anführer stellen.

Der Faule dreht sich im Bette, wie die Thür im Angel — Beyde kommen nicht weiter. — Der Träge langt in die Schüßel, und wird müde, bis er die Hand zum Munde bringt.

Der Stein fällt oft auf den, der ihn wälzt, und Fluch auf den, der andern flucht.

Ein Schlag vom Freunde ist Liebe, ein Kuß vom Feinde Verrath.

Freuen sich die Gerechten, so ist allgemeine Freude; kommen die Ungerechten empor, so ist Trauer im Lande.

Ein guter Bissen kehrt das Urtheil des bösen Richters im Munde um.

Anfangs hört man lieber den Schmeichler, als den Tadler; aber am Ende flucht man jenem, und dankt diesem.

Den Armen geben macht nicht gleich arm, und den Reichen stehlen selten reich.

Sieh, daß deine Gottesfurcht nicht Heucheley sey. Suche keinen Ruhm darinn, daß du das Weiße im Auge dreheſt, und ausſiehſt, als wenn du eben Medizin genommen.

Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, der Fluch der Mutter reißt sie nieder. Gott segnet den Sohn vom Himmel, den seine Eltern auf Erde segnen.

Das Wasser löschet das Feuer, und Bescheidenheit überwältigt den Stolzen — sie ist der Ring, den man dem Bären durch die Nase zieht, und ihn zahm macht.

Wenn du außer dem Hause ein Lamm bist, so sey auch zu Hause kein Tyger.

Verzweifle nicht, wenn man deinem Freunde ins Grab läutet, und freue dich nicht, wenn dein Feind stirbt.

Wenn

Wenn gleich der Gottlose in einem Palast wohnt, so irre dich nicht. Auch in den goldnen Palast schlägt der Blitz, und der Platzregen kömmt, wenn man gleich ein seidnes Kleid an hat.

Wenn es stockfinster in deiner Seele ist, so sey Gottes Wort deine Leuchte, und seine Verheißung dein Stab auf dem Wege.

Unsere Kraft ist nicht steinern, unser Fleisch nicht ehren. Das weiß der, der uns schuff, und erfährt der, der ihn vergißt.

Wenn du leihest, so denke, daß ein großer Theil des Saamens auf schlechte Aecker fällt. Sonst hast du nur größern Verdruß, wenn du nicht einschneidest.

Halte dich nicht zur weichen Sängerinn. Ein Triller schlug schon manchen Helden in die Flucht. Höre lieber die Nachtigall und die Lerche.

Die Sünde läßt sich nicht aus dem Fleische, wie der Staub aus den Kleidern klopfen. Man kann den Körper kasteyen, aber man soll ernstlich die Begierden der Seele an's Kreuz schlagen.

Ein Loblied zu Gott ist ein niederschlagendes Pulver für die trauernde Seele.

Plato und Aristoteles waren Heyden; jedoch glaubten sie, daß der Lauf der Sterne ein Concert spiele. Lobe den, der sie in Melodie setzte.

Durch den Gesang zu Gott redet der Leib der Seele zu: „Sey gutes Muths, und weine nicht.“

Buhlerblicke sind Pfeile, die die Seele verwunden — da hilft nicht Kraut und Pflaster.

Krieche nicht, denn du hast Füße zum Gehen und Stehen — Bethe nicht an die goldnen Kälber der Erde.

Dränge dich nicht nach Oben oder zur Rechten: Allein, verrichte auch keine Lackeyendienste, wenn du kein Lackey bist.

Leihe den Armen ohne Zinsen, dann bezahlt's Gott.

Sey allen allerley, wie eine Citrone, die man von innen und außen brauchen kann.

Zeit und Ewigkeit liegen oft kaum eine Sabbathreise, eine Viertelmeile von einander. Gedenke oft an das Grab, und noch öfter darüber hinaus.

Den Edelstein fasse in Gold, und beym Wein singe.

Gehe

Gehe nicht um mit Uebermüthigen. Was soll der irdene Topf bey den ehrenen? Stossen sie aneinander, so zerbricht die Hafnererde.

Ein frommer Armer lebt mehr, als ein böser Reicher. Jenen tröstet, diesen stört alle Augenblicke der Gedanke: „Du mußt sterben.“ Dem Armen steht ein Kapital im Himmel, für den Reichen ist oft sein Tod ein Bankerott.

Das beste Mittel, gut zu verdauen — ist — den Armen essen sehen; und noch ein bessers, ihm zu essen geben.

Knecht! sey nicht herrisch gegen den Herrn — Und Herr! diene dem Knecht, der dir dient, wieder.

Der Leiter trauet nie seinem Bären — Traue du, wenn er sich gleich versöhnt stellt, nie deinem Feinde.

Sausen und Brausen macht siech, und was hilft ein goldner Galgen, wenn man daran hangen soll?

So lange du selbst Töpfe, Schüßeln und zu kochen hast, unterwirf dich nicht der Kuchel, und dem Tische eines andern.

Kleider, Scharrfuß, Lachen und Gang melden den Menschen an.

Mache des Geldes wegen keine Gans zum Schwan, keinen Hasen zum Löben. Lobe und befördere nach Verdienst.

Was am besten schmeckt, ist oft am schwersten zu verdauen. Trachte nicht nach reichen Aemtern, wenn du nur für den Reichthum, und nicht für's Amt bist.

Willst du Moral und Religion, und die zanze Lebensweisheit in wenig Worten, so höre: Sey **klug und gut, und vertraue auf Gott.**

VIII.

Ueber die Kenntniß des Guten und Bösen.

Ich, meines Orts, kenne aus allen nützlich- und wichtigen Wahrheiten keine, die jedem Menschen, der einigen Gebrauch von seiner Vernunft zu machen weiß, so tief in die Seele gegraben, die das Fundament von so vielen andern wichtig- und tröstlichen Wahrheiten wäre, wie es diese ist: „Es giebt einem jedermann kennbaren „Unterschied zwischen dem Guten, das man „lieben und thun, und dem Bösen, das man „verabscheuen und meiden soll."

Zwar ist es eben nicht allzu seltsam, eine Einwendung dagegen zu hören, die ein krankes oder blödes Auge mit falschem Lichte auf einige Zeit blenden kann; aber sobald ihm die Sache im deutlich hellern dargestellt wird, verschwinden muß. Man sagt, es wäre beynahe keine Handlung, die nicht an dem einen Orte für gut und erlaubt, und zugleich an dem andern für böse und unerlaubt gehalten würde. Man führt Beyspiele an, wie das eine Volk ihre ergrauten El-

tern ehrt, und das andre todtschlägt; das eine die Verbindung mit mehrern Frauen mit dem Tode bestraft, und das andere als eine Handlung heiliger Menschen, Propheten und Glaubensstifter ansieht; das eine die heimliche Unzucht, und den heimlichen Diebstahl begünstigt, das andre beyde züchtigt; das eine die Fremdlinge gütig aufnimmt und ernährt, und das andre der Gottheit des Landes schlachtet.

Wer läugnet es aber auch, daß nicht verschiedne Sitte und Gewohnheit, eine weniger oder mehr beschränkte Aussicht in die Folgen der Handlung, abergläubisch = und irrige Religionsbegriffe in einem Winkel der Erde eben die That als gut oder unsträflich darstellen kann, die in einem andern als böse und strafbar geachtet wird? Wer läugnet es, daß nicht der leidenschaftliche Mensch sich Gründe erklügeln mag, mit deren Beyhilfe er das Vergehen, wornach ihm gelüstet, mit sehr scheinbarer Wahrscheinlichkeit in die Reihe der Tugenden setzt?

Indeß kann dieß alles nicht hindern, volle Wahrheit in der Behauptung zu finden; „Es wohnt jedem Menschen, der einigen Gebrauch

der

der Vernunft erlangt hat, eine deutlich unterscheidende Kenntniß des Guten und Bösen bey.“ Aber man schaue den Satz aufmerksam nach allen Theilen an, um nicht hinein zu legen und heraus zu schauen, was nicht darinn ist. Man will damit nicht sagen, als leuchtete jedem Menschen bey jeder Handlung dessen Güte oder Bosheit allemal so helle in die Augen, daß er sie zuschließen, und gar nichts sehen müßte, wenn er sie nicht sähe; daß er sie nach dem einen Gesichtspunkte, aus dem er sie nun allein anblickt, nicht als gut schauen könnte, da sie doch nach einem andern, der der wahre und ächte Gesichtspunkt wäre, wirklich böse ist. Dieß mag so wahr und alltäglich, wie immer etwas anders seyn; dabey bleibt es doch auch eben so wahr und unwidersprechlich, daß der Mensch sehr deutlich einen Unterschied zwischen Guten und Bösen wahrnehme. Er mag sich irren, und oft das eine für das andere nehmen; doch wird er nie sagen, daß alles gleich gut, und gleich böse sey; daß es weder Güte, noch Bosheit, weder Tugend, noch Laster, oder was gleich viel ist, keinen Unterschied zwischen beyden gebe. Selbst die widersprechende Urtheile über Sittlich- und Unsittlichkeit menschlicher Hanlungen, die angeführt worden, beweisen doch

immer

immer dieß, daß von den Völkern, die vom Gut- und Bösesеyn wie immer verschieden reden, auch ein Unterschied zwischen Guten und Bösen anerkannt werde.

Oder kann sich auch jemand auf kurz oder lange so sehr täuschen, daß er diesen Unterschied sich selbst wegzuvernünfteln glaubt, weil er ihm lästig ist; so wüßte ich, wenigstens so lange, als diese seine Täuschung besteht, nichts weiters über was immer für eine große wichtig und tröstliche Wahrheit mit ihm zu sprechen.

Doch ich fühle wohl selbst, wie ich mit der bloßen Behauptung, daß ein Unterschied zwischen Gutem und Bösem anerkannt, und nicht alles gleich gut oder böse gehalten werde, manchen noch zu wenig behaupten möchte. Was nützt es, sagt man, daß die Menschen einen solchen Unterschied annehmen, und nicht läugnen können, wenn sie zugleich unfähig sind, mit Sicherheit bey jeder einzelnen Handlung anzugeben, ob sie gut oder böse sey? Was nützt es, daß sie nicht alles als gleich gut oder böse halten, wenn sie sich in so manchem Falle so leicht irren, und für gut, was böse, und für böse annehmen, was gut ist? —

Laßt

Laßt uns also mit unserer Behauptung noch um einen Schritt vorrücken.

Nicht nur gesteht jede Menschenvernunft nothwendig ein, daß es Gutes und Böses gebe, daß jenes etwas anders, als dieses sey; sie weiß auch zu bestimmen, wann gut oder böse gehandelt werde.

Ich kann itzt statt aller Antwort auf die oben vorgebrachte Einwendung kühn die Aufforderung machen: „Ihr, die ihr so emsig den widersprechenden Urtheilen über Sittlichkeit bey den Völkern unter allen Mittagszirkeln nachforschet! die ihr uns bey so mancher Handlung zu sagen wisset, daß sie gegen Aufgang gut, und gegen Niedergang böse; im Süden erlaubt, im Norden unerlaubt; auf dem festen Lande lobwürdig, und auf irgend einer Insel im Ocean strafbar heiße — Ihr forschet mit dem Durste nach Belehrung und Berichtigung, oder nach Einschläferung euers Gewissens, in guter oder böser Absicht — nennt mir doch auch, wenn ihr könnt, das Volk, daß jemals bey einig erworbenen freyen Gebrauch seiner Vernunft gesagt hat: „Es ist unrecht, es ist nicht gut seinem Wohl-

thäter und Helfer dankbar zu seyn; es ist nicht gut, einem der Wohlthat Bedürftig = und Empfäglichen helfen.“ Sagt mir, unter welcher Breite und Länge das Volk liegt, das je gesagt hätte: „Es ist recht, den Armen todt hungern, den ohne gegebne Ursache Gedrückten todt quälen lassen, auch wenn ich ihn mit aller Bequemlichkeit, mit Aufhebung eines Fußes, oder mit der Wendung meiner Hand retten könnte; es ist nicht gut und lobwürdig, ihn zu retten, auch wenn ich ihn mit Anstrengung meiner Kräfte, mit Hingebung meiner Vergnügen und meines entbehrlichen Vermögens retten müßte.“ — Das Volk zeigt mir, das gesagt hätte: „Stoß mit eben der Hand, mit der du empfängst, den Wohlthäter, mit eben der Hand, in der du überflüßig hast, den Hilfbedürftigen von dir, das ist recht, und nicht weniger gut, als da du jenem dein dankbares, und diesem dein mitleidiges Herz öffnest.“

Ich einmal glaube es nicht, daß folgende Sätze von irgend einem im Gebrauche der Vernunft stehenden Menschen im Ernste geläugnet worden, oder geläugnet werden mögen:

„Andern gut wollen, ist gut, ihnen übel wollen, ist böse.“ —

„Achten,

„Achten, ehren, mit dankbarer Gegenliebe lieben diejenigen, die uns ihre Liebe zuwenden, unsere Liebe zuwenden jenen, die derselben zur Beförderung ihres Glückes, oder Milderung ihres Elendes bedürfen, ist gut: dagegen, die uns Gutes thun, mit Undank, und die Uibels leiden, mit Hartherzigkeit von sich stossen, ist böse.“

„Uiberhaupt ist wohlwollende Liebe gegen andere gut; diese Liebe achten, ehren, erwiedern, wenn man sie uns erweiset; und sie üben, wenn wir sie andern erweisen können, ist gut: das Gegentheil, Undank, Nichtachtung der Wohlthaten und Wohlthäter; der Leiden und Leidenden; Schadenfreude, zerstörender Haß und Feindseligkeit, ist böse.“

Wer kann diese Sätze bey ruhiger Vernunft läugnen? wer, wenn sie ihm in Beyspielen vorgehalten werden, wird nicht nach ihnen die Thaten und Handlungen der Menschen beurtheilen? Man stelle einem Kinde, sobald es einmal in etwas seine Vernunft zu gebrauchen weiß, den Verräther vor, der seinen besten Meister mit einem Kuße verräth, und zum Tode liefert: stelle den Meister gegenüber, der den verräther mit Liebe umarmt, und

mit dem sanften Zurufe der Freundschaft warnt — Wird es wohl zweifelhaft bleiben, wer hier Gutes oder Böses that, wer unsere Liebe und Achtung, und wer unsern Abscheu verdiene? Oder kann jemand sagen: „Es ist hier beydes, die Verrätherey gegen den Freund, und die Freundschaft gegen den Verräther gleich gut — gleich gut, wenn man seinem Vater dankbar die Hand küßt, oder die seinige zum Schlage gegen ihn aufhebt? Ihm für sein Wohlthun wohlgefällig zu werden strebt, oder durch Uibelverhalten in Trauer und Todeskummer ihn versenkt? — Gleich gut, wenn man einen Hungrigen speiset, oder verschmachten, einen aus Wasser und Feuer rettet, oder dareinwirft, und darinn umkommen läßt? Gleich gut, wenn man den würdigen Mann verläumdet und stürzt, oder gegen Verläumder und Verfolger schützt; einen wohlhabenden beraubt und in Armuth und Elend versenkt, oder einen Armen vom Kothe aufhebt; alles von andern, Ehre, Gut und Vergnügen an sich reißt, oder von dem Seinen überall andern mittheilet?“

Nein, wir fühlen hier zu sehr den Unterschied zwischen Gutem und Bösem. Der Mann aus der niedrigsten Klasse weiß so gut, als der

erste Philosoph, daß nicht der Eigennützige, Undankbare, Schadenfrohe, Lieblose und Hartherzige; sondern der Wohlwollende, Dankbare, Theilnehmende, und sich zum Besten seiner Mitmenschen Anstrengende allein Achtung und Liebe, Lob und Belohnung verdiene; daß er werth und würdig jedes Glückes, das ihm wird, jedes Beyfalles sey, den ihm Gott und Menschen geben. Darnach beurtheilt er in alltäglichen Gesprächen die Menschen und ihre Handlungen, sich und andere, und kann es mit aller Eigenliebe nicht bewirken, Achtung zu fodern, oder sich selbst zu geben, wenn er unempfindlich gegen wohlthätige Liebe, unempfindlich gegen Arme, Schwache und Hilfbedürftige ist. Der Böse — dem, wenn er noch nicht ruchlos geworden, Achtung und Beyfall von sich und andern nicht gleichgültig ist — sucht wenigstens dankbar, gerecht und gütig zu scheinen, wenn er es auch nicht ist. Würde er das? Würde er ein liebloses, undankbares Herz zu verbergen, ein dankbares und liebvolles zu zeigen suchen, wenn er nicht dieses für gut, und jenes für böse ansähe, und daß es billig allgemein so angesehen werde, als eine ausgemachte Wahrheit voransetzte?

Freylich

Freylich würde man einem äußerlich gerechten Betragen, äußerlichen Lieb- und Dankeserweisungen die Hochachtung, die man ihnen so gerne weihet, wieder entziehen, wenn sie nicht aus dem Grunde, weil sie gut, vernünftig, und an sich selbst schätzbar sind, sondern aus andern fremden unlautern Absichten herrührten. Wenn der Unterstützte Arme und Schwache seinem Unterstützer dankt, nicht aus Achtung für die vernünftig wohlthätige Liebe, die er an ihm schätzt, sondern nur in der Absicht, ihn dadurch mit einer sanften Gewalt zu neuen Ergießungen seiner Wohlthätigkeit zu bestürmen, ihm neue Dienste und Gaben abzuschmeicheln, und sich auf seine Unkosten allmählig zu bereichern — Welcher vernünftige Mensch wird so eine eigennützige Dankbarkeit mit Hochschätzung ehren, sie für gut, achtungswerth und verdienstlich ansehen? — Auf gleiche Weise, wenn man jede ungerechte Kränkung des Mitbruders meidet, mancherley Gefälligkeiten und Wohlthaten ihm erweiset, nur um für größere Kränkungen nicht wenigstens kleinere zu leiden, nur um für kleinere Wohlthaten noch größere zu erhalten: so darf man sich wohl nicht über Unrecht beklagen, wenn man nicht in die Klasse der venünftigen Guten hinaufgesetzt, sondern in jene

der

der vom verächtlichen Eigennutz beherrschten sinnlichen Menschenkinder erniedriget wird.

Hiedurch wird nicht behauptet, daß jeder darum schon nicht gut, oder gar böse und verächtlich sey, weil er seinen Nutzen suchet, sondern daß er dieß erst dann sey, wenn er nur seinen Nutzen sucht, diesen zum einzigen letzten Hauptzweck, sich zum alleinigen Mittelpunkte macht, und alle übrigen bloß als Werkzeuge und Mittel dazu ansieht und gebraucht.

Hier hätten wir also wieder ein allgemein anerkanntes Merkmal des Guten. Selbst bey dem, was man sich als nützlich und angenehm zur Absicht seines Strebens aussetzt, muß man noch eine höhere Absicht, etwa die Erhaltung seines zu wohlthätigen Ausrichtungen nöthigen Lebens, seiner hiezu dienlichen Kräfte und Vermögensumstände, einer schmerz- und sorgenfreyen Heiterkeit u. s. w. damit verbinden: man muß sein Streben nicht nur als nützlich oder angenehm, sondern zugleich als vernünftig ansehen können, und darum keinem Dritten dadurch ungerechten Schaden oder Nachtheil zufügen, ihn nicht bloß als Mittel, und sich nicht allein als Zweck

ins

ins Auge fassen. Das ist ja eben die schöne, den Menschen erhebende Lehre der Religion und der Vernunft, daß der Mensch, um gut und selig zu werden, alle übrigen sichtbaren Geschöpfe um des Menschen willen da seyen; daß er ihren Zweck ausmache — Er, der Mensch, nicht ich oder du, sondern der Mensch, jeder Mensch. Alles ist um des Menschen willen, kein Mensch aber bloß um des Andern willen, sondern um seinetwegen, um für sich der hohen Tugend, der höchsten Seligkeit, und der allerhöchsten Quelle aller Heilig- und Seligkeit, Gott immer näher zu kommen, in der Welt. So bekannt auch dieses scheint, so oft es gesagt wird; so ist es gleichwohl nicht immer gut bedacht worden, welche Würde des Menschen, und welch fester Grund der reinsten Sittenlehre und Sittlichkeit darinn liege. Kein Mensch ist einzig um des andern willen, jeder kann in dieser Rücksicht Selbstzweck heißen, keiner darf den andern nur als Mittel für sich gebrauchen, da dieser eben sowohl Zweck, als er selbst ist. Was man gegenwärtig immer in der Staatskunde von vollkommner Gleichheit sagen, dafür und dawider sagen mag, so ist doch so viel gewiß, daß die Moral so wenig, als die Religion, eine derley Ungleichheit duldet, die dem einen das Recht

gäbe,

gäbe, sich allein zum Zwecke aufstellen, und den übrigen die harte Nothwendigket auflegte, sich zu blossen Mitteln und Werkzeugen für ihn zu erniedrigen. Man hat es zu sagen gewagt: das Volk sey nur um des Regenten willen — und man hat wieder gesagt: der Regent sey nur um des Volkes wegen. Vielleicht ist keines von beyden ganz wahr. Der Regent ist Mensch, und als solcher nicht blosses Mittel für das Volk; das Volk ist eine Anzahl von Menschen, und diese sind als solche nicht blosse Mittel für den Regenten. Freylich hat der Mensch als Regent für die Wohlfahrt des Volkes zu sorgen; aber haben dann die Menschen als Volk und Unterthanen nicht auch wieder zur Wohlfahrt und Glückseligkeit des Regenten beyzutragen? Ist das Band, das sie verbindet, nicht gegenseitig? Ist unter der gemeinschaftlichen Glückseligkeit des Staates nicht auch jene des Regenten, der ja doch kein Fremdling im Staate ist, mitbegriffen? Und muß dieß nach dem Grundsatze der Religion und Moral, die nie einem Menschen zum blossen Mittel für den andern herabwürdigt, nicht wirklich so seyn?

Doch dieß soll nur beyläufig gesagt, und der weitern Uiberlegung jedes Unbefangenen überlassen

seyn.

seyn. Die Absicht bey dieser Abhandlung zielte nur dahin, zu zeigen, daß ein Unterschied zwischen dem Guten und Bösen allgemein anerkannt, und die Kenntniß und Urtheile darüber nicht so schwankend und ungleich seyen, als man sie gerne darstellen, und etwa die Grundgesetze der Tugend in übeln Verdacht bringen möchte. Auch glaube ich, dieß hinlänglich bewiesen zu haben, und mir die Beystimmung jedes gesunden Menschenverstandes über folgende Sätze versprechen zu dürfen.

Noch hat es kein, des Denkens fähiges, und der thierischen Rohheit entwachsenes Volk, unter was immer für einer Breite und Länge, gegeben, und wird es wohl nie geben, das je gesagt hätte, oder sagen dürfte: „Seinen Wohlthäter dankbar „lieben und achten, ist nicht besser, als ihn verläumden und beleidigen — Dem Hilfbedürftigen „beyspringen, ihn unterstützen und aufrichten, ist „nicht gut, ist nicht besser, als ihn noch mehr „drücken und ganz zu Grunde richten — Andere „dankbar und wohlthätig lieben nur dann und „darum, wann und weil uns diese Liebe etwas „für uns einträgt, dieß ist besser, schöner und „vernünftiger, als sie darum lieben, weil diese „Liebe an sich etwas Schönes, Vernünftiges und

Gutes

Gutes ist — als sie auch dann lieben, wenn uns diese Liebe wenig verheißt, und viel kostet."

Ist aber die Behauptung, daß nie ein Volk die Falschheit dieser Sätze mißkennt habe, oder mißkennen werde, an sich richtig, so sind ja die zwey Hauptgesetze der Moralität, die zwey evangelischen Hauptgebothe allgemein anerkennt: „Du „sollst jeden weisen, gütigen Wohlthäter lieben — „Und wer ist dieß, sobald du ihn kennen gelernt, „mehr als Gott?" — „Du sollst dem Hilfsbe„dürftigen, dem der Liebe und des Wohlthuns „Empfänglichen weislich wohlthun, nicht übel „thun." — „Sollst nie bloß eigennützig alles „auf dich beziehen, sondern jeden vernünftigen „Menschen so gut, als dich, ehren."

Daß diese Gesetze nicht immer so deutlich gedacht werden, als sie hier stehen, mag seyn. Aber daß sie ganz verkannt seyen, und beym bloßen Vortrage sich nicht des Beyfalles jeder ruhig und gesunddenkenden Vernunft sogleich bemächtigen sollen, das kann nicht seyn.

Daß bey aller Anerkennung dieser Gesetze noch die Anwendung derselben auf besondere, besonders

mit allerley Umständen verwickelte Fälle unrichtig möge gemacht werden, das mag seyn. Aber aus der unrichtigen Anwendung, zumal bey noch ziemlich rohen Völkern, auf die gänzliche Mißkenntniß derselben schließen, dieß ist eben so unrichtig, als die Anwendung seyn kann.

IX

Ueber Kantische Philosophie,

und die Frage:

„Ist daraus für Religion und Moral Nachtheil
„zu fürchten, oder vielmehr wichtiger Vor-
„theil zu hoffen?“

IX. Ueber

I.

Kant behauptet das Daseyn einer moralischen Freyheit, und moralischer Gesetze, das Daseyn Gottes, und eines künftig-ewigen Lebens, wo dem Menschen Glückseligkeit nach dem Verhältniß seiner Sittlichkeit zu Theil wird.

In diesen von ihm aufgestellten Sätzen kann gewiß kein Anlaß seyn, seine Philosophie einer Verderbniß der Sittlichkeit und Religion zu beschuldigen. Das Verderbliche für Moral und Religion kann unmöglich in Behauptungen liegen, die den Grundsatz aller Moral und Religion ausmachen.

Dieß allein sollte ihn, wie es mir scheint, vor einer Anschuldigung schützen, welche die schwerste ist, die nur immer einen Mann treffen kann, der zur allgemeinen Wohlfahrt mühsame Untersuchungen anstellt, und auf dieses Ziel hinzuarbeiten Pflicht und Absicht hat. Wenn er auch wirklich bey Behandlung der oben gedachten Gegenstände solche Grundsätze aufstellte, aus denen andere Folgerun-

rungen ziehen wollen, die der Reinheit der Religion und Sittenlehre nachtheilig sind: so dürfte man doch Kanten keine absichtliche Sitten- und Religionsverderbniß zur Last legen, so lange er selbst diese Folgerungen nicht zugäbe. Es würde erst noch zu entscheiden seyn, wer von beyden, er oder sein Gegner, richtiger schließe, und dann, wenn man diesen Vorzug letzterm auch eingestehen wollte, so würde dadurch Kanten nur ein Irrthum des Verstandes, keineswegs aber noch eine böse Absicht des Willens zur Last fallen. So haben bisher manche Methaphysiker, einer des andern Beweise für das Daseyn Gottes eines künftigen Lebens angefochten, ohne sich darum gleich als Sitten- und Religionsverderber gegenseitig auszuschreyen.

Dieß mag wohl auch wirklich die schonende Gesinnung derjenigen seyn, die in die Anklage mit einstimmen: „Die kantische Philosophie ist für Moral und Religion gefährlich.“ — Woher diese Anklage? Da sie sich auf obige Behauptungen selbst nicht gründen kann, so muß sie sich wohl auf die Art und Weise stützen, nach der sie Kant zu erhärten sucht. Da heißt es dann: „Die Kantische Philosophie will uns die bisher gewöhnli-

„chen

„chen Beweise für das Daseyn Gottes und einer „Zukunft verdächtig machen, sie als unzureichend „darzustellen, und führt dagegen Gründe dafür „auf, die wirklich unzureichend sind — schlägt „dem Gebäude der Religion und Moral die festen, „dauerhaften Pfeiler aus, und stellt morsche da„für unter."

Verhält es sich aber auch wirklich so mit Kants Philosophie? Wir werden dieß am sichersten beurtheilen können, wenn wir, wie Recht und Billigkeit fodert, gegen den Ankläger auch den Beklagten hören. Ich will also Kants Philosophie zwar, wie ich glaube, nach ihrem wahren Geiste, und demjenigen Sinne, nach dem sie mir einleuchtet, aber doch mit meinen Worten reden lassen, um ihre Verantwortung verständlicher zu machen. Wollte mir jemand einwenden, ich hätte Kants wahren Sinn nicht getroffen, sondern den meinen ihm untergeschoben, so denke ich für itzt, nicht erst lange darüber zu streiten, welches die Meynung des kritischen Philosophen von Königsberg sey: genug, wenn diejenige, die ich vortrage, der Religion und Sittlichkeit so wenig nachtheilig und so vortheilhaft ist, als ich glaube. Es mangelt uns ohnehin noch an einem anerkannten philoso-

phischen Tribunal, das die Gabe untrüglicher Auslegung über die Kantische Philosophie in ausschliessender Verwahr hätte.

Noch muß ich, bevor ich weiter schreite, hier anerkennen, daß ich über diese Blätter die Gesinnung eines sonst rühmlich bekannten Mannes nachgesucht habe, dem ich hohe Verehrung und Dank schuldig bin, der aber zugleich zu denjenigen gehört, die von Kant anders, als ich, denken. Ich habe seine Anmerkungen, für die ich ihm hier öffentlich danke, so weit, als sie mir einleuchteten, benützt, konnte mich aber in der Hauptsache von seinen Behauptungen nicht überzeugen. Er ist zu aufgeklärt und zu menschenfreundlich, als daß er mir zumuthen sollte, gegen meine, vielleicht auf einer zu begränzten Einsicht ruhenden Uiberzeugung zu denken oder zu reden.

Ich habe eben diese Blätter auch noch viele andere lesen lassen, und ihr Beyfall hat mich ermuntert, sie dem Drucke in der Hoffnung zu übergeben, daß sie wenigstens einige Funken zu dem Lichte enthalten könnten, dessen sich über so wichtige Gegenstände, als Religion und Moral sind, nie zu viel anzünden und verbreiten läßt.

II.

II.

Kants Philosophie geht bey dem Beweise für Gottes Daseyn und Unsterblichkeit so zu Werke.

Jedermann, der nur immer einigen Gebrauch von seiner Vernunft machen kann, erkennt bald einen Unterschied zwischen Gutem und Bösem, zwischen Recht und Unrecht; erkennt, daß man das Gute thun, das Böse meiden, daß man recht, und nicht unrecht handeln solle; tadelt oder achtet und lobet andere, je nachdem sie recht oder unrecht, gut oder böse thaten; sagt zum bösen, unrechten Betragen, daß sie nicht so hätten thun sollen. — Jeder im Vernunftgebrauch stehende Mensch findet sich selbst der Verachtung und des Tadels würdig, wenn er Böses that, weil er nicht gewandelt, wie er hätte wandeln sollen. Auf gleiche Weise sagt ihm bey einem unbösen, guten Betragen sein innerstes Bewußtseyn, daß er Lob, Achtung und Belohnung verdiene, weil er that, wie er sollte. — Kein Mensch hat sich noch wegen einer bösen That gerühmt, so lange er sie selbst als böse ansah und ausgab; erst sucht er sie als gut darzustellen, oder wenigstens zu entschuldigen. Kein Mensch hat noch irgend einen andern wegen einer guten That getadelt, so lange er sie selbst als gut ansah und be-

bekannte; er sucht sie erst als böse und unrecht darzustellen, damit er sie tadeln konnte. Warum dieß? Er weiß, daß sich nothwendig jede Menschenvernunft gegen das Lob des Bösen, gegen den Tadel des Guten empören muß; daß jede Menschenvernunft das Böse als etwas, das man so wenig loben kann, als thun soll, nothwendig ansehe. — Schon der Knabe, wenn er zu einig freyem Gebrauch der Vernunft kömmt, wird uns sagen, was recht oder unrecht, was so gethan sey, wie man soll, oder nicht soll; wenn wir ihm allerley gute oder böse Handlungen in Beyspielen aus der Geschichte vorhalten. — Jedes eigentliche Lob oder Tadel, jede gute oder böse Nachrede, jedes Gespräch über das Thun und Lassen, über die Tugenden und Fehler der Mitmenschen, jeder Vorwurf des Gewissens, jede Schamhaftigkeit zu beichten, jede Heucheley und sorgfältige Bedeckung seiner innern Gesinnungen und Begierden, jedes Verlangen nach gutem Ruf und Namen, sogar jedes freventliche Urtheil, jede Verläumdung ist ein Beweis, daß der Mensch einen Unterschied zwischen Gutem und Bösem, zwischen Recht und Unrecht erkenne, und jenes nothwendig als etwas ansehe, das man thun, und dieses als etwas, das man meiden soll. Das heißt: Jedermann ist überzeugt,

zeugt, daß es Sittengesetze gebe, die man befolgen soll.

Diese Kenntniß von Gutem und Bösem, das man nach einem unablehnlichen Gesetze vollbringen oder unterlassen soll, ist auf einer Seite so allgemein, auf der andern aber auch so nöthig, daß man mit einem, der sie nicht hätte, oder hartnäckig abläugnete, nun vergeblich weiter von Religion und Moral, wovon sie die Grundlage ist, reden würde. Wie wollt ihr dem einen guten, heiligen Gott beweisen, der keinen Unterschied zwischen Gutem und Bösem, kein Gesetz nach jenem, und gegen dieses zu handeln zugiebt?

Nun auf diese Wahrheit baut die Kantische Philosophie die Uiberzeugung, daß ein Gott, und ein künftig-ewiges Leben für den Menschen sey. Der Grund ist gewiß so fest, als es irgend einen im ganzen Gebiethe der menschlichen Kenntnisse geben mag. Nur ist die Frage, wie die Kantische Philosophie aus diesem Grunde Uiberzeugung herleite. Laßt uns sehen.

III.

Der Mensch, der **Gutes** und **Böses** unterscheidet, erkennt auch, daß er **gut**, nicht böse seyn soll — dieß sagt ihm seine Natur, so weit er ein **vernünftiges** Wesen ist, **Vernunft** hat.

Der Mensch, der **Wohl** und **Wehe** unterscheidet, verlangt auch, daß ihm **Wohl**, nicht **Wehe** seyn möge. Dazu treibt ihn seine Natur, so weit er ein sinnlich empfindendes Wesen ist, **Sinnlichkeit** hat.

Der Mensch soll gut seyn, das sagt ihm die Vernunft — der Mensch will glückselig seyn, dazu treibt ihn die Sinnlichkeit. — Wenn einem guten Menschen ein großes Glück oder viel Angenehmes widerfährt, so freut sich jeder Neidlose, und sagt: „Er ists werth, er hats verdient.“ Umgekehrt spricht man von einem Bösen, nicht ohne Unwillen, daß grosse Wohlthaten und Geschenke an Unwürdige verwendet werden.

Also — der Mensch verlangt nach Glückseligkeit, der gute Mensch verdient Glückseligkeit nach dem Verhältniß seiner Sittlichkeit; und doch sieht er hier nirgends eine solche Verbindung zwi-

schen

schen den Gesetzen der Natur, und dem moralischen Gesetze der Freyheit, kraft welcher Glückseligkeit nach Würdigkeit vertheilt würde. Giebt es nun kein künftiges Leben, und keinen Gott, der darinn nach dem Maaße der Tugend und Sittlichkeit Glückseligkeit ausspendet: so geht

1tens des Menschen **sinnliche Natur** auf etwas Unerreichbares hin. Denn er will, und mit Recht, Glückseligkeit, so weit es die Beförderung seiner Sittlichkeit zugiebt, und die Ausübung derselben verdient. Wie kann ihm aber diese sicher werden, wenn sich ihm hier keine Verbindung zwischen diesen beyden zeigt, und kein künftiges Leben, und kein Gott, als weiser Ausspender der Glückseligkeit ist?

2tens: Des Menschen **vernünftige Natur** befiehlt ihm, wenn keine Zukunft und kein Gott ist, etwas solches, das vor eben dieser Vernunft ihm von einer andern Seite leicht als etwas Widersinnig- und Verwerfliches, als ein bloßes Hirngespinst erscheinen dürfte. Sie befiehlt ihm, daß er recht thun, und sich dadurch der Glückseligkeit würdig machen soll. Nun ist aber, wenn weder Gott, noch ein ewiges Leben ist, für ihn nirgend eine Glückseligkeit sicher zu hoffen. Sie gebiethet

ihm also, sich eines Dinges würdig zu machen, von dem niemand sagen kann, daß es existirt. Ist das nicht ein widersinniger Befehl? Muß die Vernunft nicht versucht werden, ihn für ein bloßes Hirngespinst zu halten, oder aber, da sie dieß nicht kann, da sie den Unterschied zwischen Gutem und Bösem, und das Sittengesetz nicht wegzuläugnen vermag, den Glauben an Gott und an ein künftiges Leben annehmen? Man kann dieß in folgenden Schlüßen darstellen.

Es würde als ein thörichtes Bestreben erscheinen, sich durch Sittlichkeit der Glückseligkeit würdig machen wollen, wenn es keine künftige Glückseligkeit und keinen Ausspender derselben giebt — Es ist aber das Bestreben nach Sittlich- und Würdigkeit nicht thöricht, also muß es Gott und künftige Glückseligkeit geben.

Wiederum: Wenn Zukunft und Gott nicht existiren, so wäre es Thorheit, sich mit dem Bestreben nach Sittlichkeit in diesem Leben abgeben; es wäre Weisheit, sich klüglich durch was immer für Mittel den angenehmen Genuß dieses Lebens verschaffen, und allen weitern Unterschied zwischen Gut und Böse als ungegründet und phantastisch ansehen, wegläugnen, oder unbekümmert dahingestellt seyn

lassen — Es sagt aber jedem seine Vernunft, das erste sey gewiß nicht Thorheit, das letzte gewiß nicht Weisheit — Also muß ein Gott und ein ewiges Leben existiren.

* Beyläufig kommt anzumerken, daß diese Schlüße gerade die Schlüße des Apostels an die Corinther seyen, der doch gewiß nicht darauf ausgieng, Religion und Moral umzustürzen, und wohl auch so gut, als mancher Philosoph, zu schließen verstand. Seine Worte sind: „Hoffen wir b l o ß in diesem „Leben auf Christum, so sind wir die elen„desten unter allen Menschen. — Wenn die „Todten nicht (zu einem künftigen Leben) „auferstehen, warum setzen wir uns ständli„chen Gefahren aus? — Was habe ich für „Nutzen davon? — Lasset uns essen und „trinken, (auf Wohlleben, nicht auf sittliches „Gutleben ausgehen) denn morgen sterben „wir.“ I. ad Cor. XV.

IV.

Alles bisher Gesagte läßt sich in wenig Worte zusammenfassen, nämlich: „So gewiß ich bin, so lebendig meine Uiberzeugung ist, daß ich nicht

Böses sondern Gutes thun soll: so richtig die Foderung meiner Vernunft ist, daß jedem nach dem Maaße seiner Sittlichkeit Glückseligkeit zu theil werde — Lauter dem gemeinsten Verstande faßliche, und dem schärfsten unläugbare Wahrheiten — so gewiß bin ich auch, daß es einen Gott, und eine Zukunft gebe." So sagt Kant, wenn ich nicht sehr irre, deutlich genug.

Nun urtheile man, ob so eine Philosophie religion und sittenverderblich sey, die gerade für die ersten Wahrheiten der Religion solche Gründe aufstellt, welche die engste Verbindung zwischen Religion und Moral darstellen — Man urtheile, ob diese Gründe nicht die einzigen sind, die jede auch gemeinste Vernunft faßlich, und jede noch so sehr kultivirte befriedigend finden muß; die sich auf den Satz stützen, daß es Gutes und Böses gebe, daß man jenes thun, dieß meiden soll, daß uns Ersteres der Glückseligkeit werth, und Letzteres unwerth mache — Ein Satz, der seiner Evidenz nach etwa der einzige ist, der mit der Evidenz mathematischer Sätze in Vergleichung darf gebracht werden. Man halte diese Gründe gegen die bisher gewöhnlichen metaphysischen Beweise. Ohne

itzt

izt in die Gültig- oder Ungültigkeit der letztern hinein zu gehen, welches ohne Kants Kritik größtentheils durchzuwandeln nicht geschehen könnte, so ist doch aber so viel sichtbar: daß sie für den größten Theil des Menschengeschlechtes unfaßlich, also blos fürs Monopolium der Schulen, keineswegs aber fürs Publikum sind, welches, wenn sie wirklich als hinfällig befunden werden, nichts daran verlieren kann. Es ist so viel sichtbar, daß sie, wenn sie auch manchen Kopf zu überzeugen vermögend sind, doch sein Herz kalt lassen; daß sie keine unmittelbare Verbindung zwischen Moral und Religion darstellen, Vortheile, die den Kantischen Gründen eigen sind. Noch dazu ist es ein wahres Scandal für die Schulen, und könnte auch wohl mit der Zeit eines fürs Publikum werden, daß noch immer Metaphysik gegen Metaphysik streitet, und jeder ihrer Beweise, den der eine Theil für die ersten interessantesten Grundwahrheiten, für das Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit aufstellt, von dem andern nachdrücklich bestritten werde. So will z. B. ein Metaphysiker keinen andern vollständigen Beweis für die Existenz Gottes gelten lassen, als jene a priori aus dem Begriff und der Möglichkeit eines allerreälesten Wesens, da doch eben dieser Beweis von den mei-

sten seiner Kollegen als ein Sophisten = und bloßes Gedankenspiel verworfen wird. Sollte das Volk diese Uneinigkeiten und Widersprüche ihrer Lehrer in Betreff der wichtigsten aller Wahrheiten inne werden, so müßte nothwendig das bisherige Zutrauen, und der Glaube an sie vieles verlieren — zum Glücke, daß, wenn auch ihr Ansehen, und die Gültigkeit ihrer Beweise verdächtig wird, doch die Uiberzeugung aus moralischen Gründen einem jeden auch gemeinen Verstande so nahe liegt.

Diese Gründe müßen auch da noch mitwirken, wenn man auf Gottesdaseyn aus seinen Werken schließen will; weil man sonst aus der Menge der Naturübel eben so leicht irre, als aus der Menge wohlthätiger Naturbegebenheiten erbaut werden könnte.

Man hat zwar Kanten vorgeworfen, daß er seine Uiberzeugung, die er aus Moralgründen hernimmt, selbst nur einen Glauben nenne, und dadurch sie sehr herab zu setzen scheine. Allein beym Ausdrucke „Glauben" ists von Kant nach seinen Aeußerungen nicht so gemeynt, als wenn dieß nur ein frommer willkührlicher Glaube wäre. Kant nennt ihn nicht einen frommen willkührlichen,

son=

sondern einen Vernunftglauben, der auf zureichenden Gründen beruht. Die Gründe sind aber nicht aus dem Objekte, das geglaubt wird — aus den Begrieffen von Gott, Seele und Unsterblichkeit — sondern aus dem Subjekte, welches glaubt — aus der den Menschen beywohnenden moralischen Gesinnung und Kenntniß von Pflicht und Sittlichkeit — hergeholt. Eine solche Uiberzeugung aber, die aus subjektiven, obgleich zureichenden Gründen herrührt, nennt Kant Glauben; jene aber, die objektive Gründe hat ein Wissen, weil die letztere allein Evidenz, die erstere aber bloß Uiberzeugung mit sich führt.

V.

Kant bestimmt dem zufolge, was bisher angeführt worden, das höchste Gut des Menschen, und den Zweck der Schöpfung des Menschen auf folgende Weise.

Der Mensch hat eine Pflicht, eine Vernunft und Sittengesetz nach Tugend und moralischer Güte, und einen Naturtrieb, ein physisches Gesetz, nach Glückseligkeit zu streben.

Beyde zusammen, Sittlichkeit und Glückseligkeit machen das höchste vollendete Gut des Menschen aus. —

Nicht Sittlichkeit, nicht die Liebe des Guten allein; denn er kann bey allem, was er Gutes thut, doch viel Unangenehmes leiden; er kann wegen innerer Güte sehr zufrieden seyn mit sich, aber bey äußerm Unglücke und Schmerz sehr unzufrieden mit seinem Zustande. Er kann viel Gutes wirken; aber viel Widriges, Drückendes zu dulden haben; ja manchmal sich in der Lage sehen, daß er um der Tugend willen nicht nur seine auch unschuldige Neigungen unbefriedigt lassen, sondern selbst sein Leben in Gefahr geben muß. Von so einem Menschen sagt man nicht, daß er im Besitz des hösten Gutes sey.

Nicht Glückseligkeit, der Genuß des Angenehmen allein macht das höchste vollendete Gut des Menschen aus. Denn bey aller Glückseligkeit muß er sich selbst verachten, mit sich selbst unzufrieden seyn, kann keinen Anspruch auf die Achtung und Werthschätzung anderer machen, wenn er Mangel an Sittlichkeit, an guten moralischen Gesinnungen, an gutem Bewußtseyn

hat. Er kann vernünftiger Weise nicht fodern, mehr Glückseligkeit zu erlangen, als er durch Sittlichkeit verdient.

Also beydes zusammen, „glückselig seyn, und wissen, daß man durch Sittlichkeit würdig sey, es zu seyn" — ist das höchste vollendete Gut, das Ziel des Menschen. Der gemeinste Katechismus drückt dieß richtig aus, wenn er sagt: Das Ziel des Menschen sey: „Gott dienen — durch Tugend und Sittlichkeit — und selig werden — Glückseligkeit."

VI.

Dabey bleibt doch Sittlichkeit immer das oberste Gut. Der Mensch ist uns nur darum achtungswerth, weil er sittlich gut, nicht weil er glücklich ist; nicht weil er im Besitz und Genuße des Angenehmen sich befindet, sondern weil er durch Sittlichkeit würdig ist, darinn zu seyn. Jede Vernunft, wenn sie andern das Glücklichwerden gönnen, gutheißen soll, setzt der Glückseligkeit zur Bedingung voraus die Würdigkeit. Sittlichkeit also, und Würdigkeit, glückselig zu seyn, ist das oberste Gut.

Aber noch nicht das höchste vollendete Gut: Es muß Glückseligkeit dazu kommen, nach dem Maaße der Sittlichkeit, wie schon §. V. gesagt worden, daß Sittlichkeit allein nicht das vollendete höchste Gut ausmache.

VII.

In diesem Leben können wir dieß höchste vollendete Gut nicht hoffen, weil es sich nicht zeigt, daß Glückseligkeit nach dem Verhältniß der Sittlichkeit vertheilt sey, weil es einem nicht immer so wohl wird, als er gut ist — aber für ein künftiges Leben können wirs zuversichtlich erwarten.

Diese Hoffnung stützt sich auf die obige Uiberzeugung, daß Gott und ein künftiges Leben sey.

Ist der Mensch einmal von Gottes Daseyn, und einem künftigen Leben überzeugt, so sieht er nun das Sittengesetz seiner Vernunf als Gottesgesetz an, der ihm seine Vernunft mit diesem Gesetze gab. Er hat nothwendige Achtung dafür, weil moralische Güte an sich selbst achtungswerth ist, weil es ein Ausfluß der höchsten moralischen Güte, der höchsten Vernunft und Heiligkeit eines

Gottes ist. So steht Vernunft mit ihrem Sittengesetze als die schätzungswürdigste unter allen Naturgaben Gottes in ihrer vollen unantastbaren Würde da.

Der Mensch kann dieß Sittengesetz seiner Vernunft befolgen, weil er frey ist. Denn seine Vernunft, die ihm sagt, daß er Gutes thun soll, sagt ihm, wenn sie damit nicht sich selbst widerspricht, eben dadurch auch, daß er es thun kann. Aber, da er nicht allein ein vernünftiges, sondern zugleich ein sinnliches Geschöpf ist, so würde er es bey aller Achtung für dasselbe schwerlich standhaft befolgen, wenn bey Ausübung des Guten die Sinnlichkeit so oft Abbruch zu leiden, und nie einen Ersatz dafür zu hoffen hätte. Nun zeigt ihm aber die gesicherte Hoffnung eines künftig ewig seligen Lebens diesen Ersatz. Diese Aussicht schlägt die Einwendungen der Sinnlichkeit, die auf Wohl und Wehe geht, nieder; und die Liebe der Sittlichkeit, die Gutes und Böses zum Augenmerk hat, hebt sich um so wirksamer empor.

VIII.

Das Kantische Moralsistem ist weder das Stoische, noch das Epikuräische — Dieses auch

im besten Sinne genommen, wo nach Cicero Tugend mit zur Glückseligkeit gehört — Aber es enthält von beyden, was darinn gut, und jedem gesunden Auge einleuchtend ist, und hat noch etwas, das beyde nicht haben.

Es sorgt für den Vorzug der **vernünftigen Natur**, und die **Würde der Tugend** mit dem **Stoiker**, indem es Sittlichkeit zum obersten Gute macht; vergießt aber auch nicht die Schwachheit des Menschen, und seine **sinnliche Natur**, indem es mit dem Epikuräer Glückseligkeit zur Vollendung des höchsten Gutes hinzu thut. Es leitet daraus, was weder der Stoiker, noch Epikuräer that, noch die Uiberzeugung von Gott und **Unsterblichkeit** her. — Der Mensch soll das Gute nicht darum lieben, weil es ihm Angenehmes verheißt; aber auch jenes nicht so lieben müßen, daß er dieses nie hoffen darf. Glückseligkeit soll er nicht zum **Beweggrunde**, zur ganzen **wirkenden Ursache** der Tugend machen, aber als Folge der Tugend erwarten. So ist für die Reinheit der Tugend, und für die Schwachheit des Menschen gesorgt.

IX.

Ich setze hier noch einige Denksprüche bey, die ich bey einer andern Gelegenheit niederschrieb, weil sie mit obiger Materie in enger Verbindung stehen, und theils zur kurzen Wiederholung, theils etwa auch zur Erläuterung dienen können.

1.

Der Mensch hat ein Gesetz, gut und einen Trieb, glückselig zu seyn: ein Naturgesetz, nach dem zu verlangen, was angenehm ist, und ein Sitten- und Freyheitsgesetz, nur das zu wollen, was gut ist.

2.

Gott will, daß wir gut seyen, und er macht dann, daß wir glückselig werden. Wir sollen sein Gesetzt, "gut zu seyn," befolgen; und er wird dann unsern Trieb, „glückselig zu seyn," stillen. Mache dich würdig, glückselig zu seyn, und Gott macht dann, daß du glückselig wirst.

3.

Man ist zufrieden mit seiner Lage, wenn man hat und genießt, was man will; man ist zufrieden mit sich, wenn man thut, was man soll.

soll. — Wenn das, was auf uns wirkt, angenehm, und das, was wir wirken, gut ist — dann gehen Tugend und Glückseligkeit Hand in Hand, dann giebts Seligkeit, die nicht hier, sondern dort wohnt.

4.

Wer nur immer will, was gleich itzt vergnügt, ist ein sinnlicher — wer das gegenwärtig Angenehme fahren läßt, um das künftig Angenehmere zu erhalten, ist ein Weltkluger, wer weder aufs gegenwärtig- noch künftig-Angenehme, sondern erst auf das sieht, was recht und ehrbar ist, der ist ein guter Mensch.

5.

Die Neigung treibt dich zu thun, was du willst, und die Vernunft zu wollen, was du sollst. Man kann alles, was nan will; wenn man nichts will, als was man soll. Vollkommne Freyheit ist bey Sittlichkeit. Im Dienste der Neigung ist Knechtschaft — du wirst getrieben; im Dienste der Vernunft Freyheit — du handelst selbst.

6.

Man ist dann mit sich zufrieden und froh, wenn man weiß, daß man das Gute mehr, als

das Angenehme liebte; man hat aber nicht das Gute, sondern das Angenehme geliebt, wenn man es nur darum that, um froh zu werden. Hohe Freude des guten Gewissens setzt reine Liebe des guten Wandels voraus — Liebe, die aus Achtung für die Tugend, nicht aus Neigung zu der Freude herstammt. Die Lust, Gutes gethan zu haben, ist ein Schatten unsers Körpers: wer seinem ausgesteckten Ziel unverrückt zugeht, dem folgt er; wer sich nach ihm wendet, und ihn haschen will, den flieht er — Sie ist eine Folge, und darf nicht die Ursache der Tugend seyn, ohne sie um ihren Namen zu bringen. — Sie ist ein Bestandtheil der Glückseligkeit, aber nicht der Sittlichkeit.

7.

Sey noch so glücklich, du bist es nie ganz, wenn du nicht **werth** bist, es zu seyn.

8.

Wenn die Vernunft nur das größere **Wohl** und **Wehe** berechnet, so steht sie im Dienste der Sinnlichkeit; wenn sie über Wohl und Wehe hinweg aufs Gute und Böse sieht, so zeigt sie sich als Herrschaft der Sinnlichkeit. Die Sinnlichkeit sieht auf die unmittelbaren, der Verstand

auch

auch auf die mittelbar angenehmen Folgen einer guten oder bösen Handlung, die Vernunft auf die Güte und Bosheit der Handlung selbst.

9.

Wenn auf jede gute That sogleich lauter Annehmlich- und Glückseligkeit folgte, würde der Mensch in Gefahr seyn, nie das Gute, sondern nur das Angenehme zu lieben — Wenn auf Tugend und Rechtschaffenheit nie (nicht wenigstens in der Zukunft) Glückseligkeit folgte, würde er in Versuchung gerathen, das Gesetz der Tugend für einen schönen Traum zu halten — Im ersten Falle würde er die Tugend nicht lieben, im zweyten an sie nicht glauben.

10.

„Es giebt Gutes, das man wollen, und Böses, das man meiden soll" — Dieß ist unter allen wichtigen Wahrheiten die wichtigst- und oberste Wahrheit. Ohne diese kann man von keinem Gott reden, der gut ist, von keinem Leben, wo er Gutes und Böses vergilt. Wer keine Pflicht erkennt, Gutes zu thun, hat auch keinen Grund, an ein höchstes Gut und ewiges Leben zu glauben. Alle methaphysischen Beweise für die

Existenz

Existenz Gottes und der Zukunft würden uns wenig gelten, wenn nicht das praktische Interresse der Moralität uns dränge, sie gleichwohl gelten zu lassen.

II.

Der Mensch hat Sinnlichkeit und Neigung, das Angenehme zu genießen: der Mensch hat Vernunft und ein Gesetz, das Gute zu wollen. Wie stimmen Sinnlichkeit und Vernunft, Neigung und Gesetz zusammen? Dann, wenn nach dem Maaße seine Neigung befriedigt, nach welchem das Gesetz von ihm befolgt wird. Hier zeigt uns die Erfahrung zwischen Neigung und Gesetz Streit und Widerspruch, dort verheißt uns der Glaube Harmonie — Hier ist Knoten und Verwicklung, dort Auflösung.

* Wenn bisher so oft das Wort Sittlichkeit vorkam, so verstehe ich darunter diejenige Moralität, wovon das höchste Ideal Gottes Heiligkeit ist. So wird auch das Wort Glückseligkeit nicht näher bestimmt, doch höhere Kenntniß und Liebe, oder der Genuß des höchsten und besten Wesens im Allgemeinen

nen, wie sich von selbst versteht, mit darunter begriffen. Wie sehr überhaupt die hier vorgebrachten philosophischen Sätze mit der Lehre Christi, und der reinen Christlichen Tugend übereinstimmen, sollte, wie mir scheint, nicht undeutlich einleuchten.

X.

Verschiedene Gedanken
über
Verschiedenes.

Man lache nicht, wenn man den Bruder straucheln sieht; denke, daß man an seiner Stelle etwa gar gefallen wäre. Man tadelt jeden Fehler des andern, traut sich volle Tugend am fremden Posten zu, und übt doch wenig auf seinem eignen. Unser Tadel über andere ist ein Gewicht über uns. Der Tadel zeigt, das es uns nicht an Licht, aber unser Wandel, daß es uns an Muth und Anstrengung fehle. Wir rechnen andern genau den Willen des Herrn vor, und sind faule Knechte, die ihn selbst nicht thun.

Der Fürst erhält leicht Hände, die emsig arbeiten, nicht so leicht Köpfe, die tief und helle denken; am seltensten Herzen, die redlich für ihn und das gemeine Beste schlagen.

Es ist rühmlich für den Menschen, nach Kenntniß zu streben, aber lächerlich damit groß thun. Der Geist, der gerne als ein Vertrauter aller Natur- und Religionsgeheimnisse heißen möchte, ist ein Fremdling in seinem eignen Hause, ein Fremdling

ling sich selbst. Er wandelt Jahre lang in diesem Körper, und noch sind ihm Haus und Inwohner ein Räthsel.

Gedanke an den Tod ist zum Niederschlagen, Gedanke an Unsterblichkeit zum Aufrichten. Der erste kann uns nie so sehr drücken, als uns der zweyte hebt. Kein Engel kann mich zum ewigen Tod ins Grab verschließen — ich muß nothwendig sterben, und werde gewiß ewig leben. — Wer stirbt, durchbricht die Schaale, und springt ins Leben hervor.

Auch durch Träumereyen im Schlafe zeigt der Geist, daß er kein Erdkloß ist; auch der irrende Flug zeigt einen Vogel, der Kraft hat, sich über das Erdreich zu heben.

Dieses Leben ist die Frühlingsknospe, das künftige die Herbstfrucht. Doch will die Knospe verwahrt seyn, daß sie sich zur Blume und Frucht entwickle.

Wir beweinen den Verlurst deren, die vor uns sterben. Sind sie verloren? — Wir zählen die Verstorbene unter die Todten; sind sie todt? —

Wer

Wer ist, wer lebt mehr, wir, oder sie? — Wer dieß Leben nicht gut gebraucht, wer im Mißbrauche des Lebens Ziel aus den Augen verliert, der ist über alle Vorlorne, verloren, über alle Todte todt.

Was mein Leben in Mutterleibe war gegen mein itziges, das und doch weniger wird mein itziges gegen mein künftiges seyn. Das Kind weint, wenn es aus seiner kleinen Welt in diese, und der Mensch, wenn er aus dieser in eine noch herrlichere hinübergeht. Aber der Weise, der Gottesfügung überschaut, frohlockt, wenn das Kind weint; und wer das neue Leben kennt, freut sich, daß ein Mensch zum neuen Leben gebohren wird.

Diese Erde ist für den Menschen noch nicht das Land der Freyheit, und so schön es uns dünken mag, ein Gefängniß gegen das, so unser wartet. Wer hier alle seine Wünsche auf die sinnlichen Güter dieser Erde einschränkt, ist ein Gefangener, der seine ganze Seele an das heftet, was er im Gefängnisse sieht. Er läßt seinen Geist von dem Orte gefangen nehmen, der seinen Körper hält. — Der Geist des Lustbegierigen ist ganz

mit

mit weichen Gedanken umwunden, und kriecht als Wurm auf der Erde, die Vernunft des Weisen breitet die Schwinge aus, und erreicht den Himmel.

Im Alter, und in der Kindheit beruht alle unsere Hoffnung auf fremder Hilfe. — Die erste und letzte Lehre der Natur ist, „liebreich zu seyn.“ Sie hat den Menschen hülfbedürftig gemacht, aber auch das Gesetz gegeben, hilfreich zu seyn.

Unsere Freuden sind schwache Kinder; wer sie unmäßig liebt, verderbt, wer sie zu brünstig umarmt, tödtet sie. Wohlgeordnete Liebe zieht die Kinder stark, und erhält die Freuden schmackhaft.

Wer mit Neide ansieht, was andere haben, ist nicht werth, zu haben, und nicht fähig, froh zu genießen, was er selbst hat.

Uibermüthige Grosse, und zänkische Menschen sind wie ein Igel. Man weiß nicht, wo man ihn packen soll, daß er nicht steche.

Die guten Fürsten sind fruchtbare Bäume. Ihr Schatten gewährt dem Unterthanen sanfte

Ruhe,

Ruhe, und ihre Früchte frohen Genuß. Andere glauben schon viel zu seyn, wenn sie Wildbäume sind, unter deren Schatten sich schlafen, aber auch hungern läßt.

Der entschlossene Tugendhafte zittert nicht ohne Ursache, der Vernünftige glaubt nicht ohne Gründe. Nur in diesem Sinne mag die Regel gelten: „Man muß nichts fürchten, wenig glauben, vieles thun, und alles hoffen.“

Der gute Wille des Armen, der aufrichtig im Herzen dankt, vergilt die Wohlthat besser, als die Erkenntlichkeit des Reichen, die sich prächtig ziert.

Auch Schurken machen nicht selten gute Entwürfe. Der gute Fürst mag sie aus ihrer Hand annehmen, aber sich ihrer Hand zur Ausführung nicht bedienen. Das beßte das ein Bösewicht entwarf, soll nie ein andrer, als ein ehrlicher Mann, ausführen.

Nahe dich zum Fürsten, sagt jemand, wie zum Feuer; zu ferne giebts keine Wärme, zu nahe ergreift's und verzehrt's dich. Aber ist seine

Einsicht

Einsicht und sein Herz fürstlich, wie das deine, so fürchte dich vorm Feuer nicht, das Sümpfe austrocknet, und Saaten reif macht. Leih ihm zur Beförderung gemeiner Wohlfahrt dein Licht, er giebt dir seine Kraft; sey sein Auge, und er wird dein Arm seyn.

Es giebt einen schimmernden Weg, der zur Dunkelheit, und eine mit Gold belegte Strasse, die zur Armuth führt. Der Verschwender wandelt sie.

Wer eine Sache heftig verlangt, betrachtet nur ihre gute, und wer sie hat, fühlt bald ihre schlechte Seite. Unsere Einbildung zaubert einen lautern Frühling; aber unsere wirkliche Welt hat Sommerhitze und Winterfrost.

Wer weise Räthe abdankt, um Besoldungen einzuziehen, der stümmelt sich die Füße, um der Schuhe zu embehren.

Es giebt einen Ritterorden, der diejenigen seiner Mitglieder Ritter von Rechtswegen nennt, die ihre Ahnenprobe zu machen wußten; andere aber bloß Ritter aus Gnaden, die es nur durch

Verdienste geworden sind. Dieß ist aber wahrscheinlich nur eine alte Formel, die nicht mehr geglaubt, und nach der nur hie und da noch gehandelt wird. Denn sie heißt ja so viel, als: „Wer Geburt hat, darf fodern; wer Vernunft und Verdienst hat, darf betteln.“

Die indische Religion und ihre Priester verlangen keine Proselyten zu machen, sondern vielmehr ihre Lehre geheim zu halten. Sie vergleichen den Himmel mit einem großen Palaste, der viele Thore hat, und wo man also von mehrern Seiten hineinkommen mag. Indessen ist doch wohl nur ein Hauptthor, durch das jeder hinein muß, der hinein will — und dieß heißt: **Liebe zur Wahrheit und Tugend.**

Was will der weisest und vernünftigste Lehrer aus uns machen? Nichts anders, als daß wir auch weise und vernünftig seyen — nicht, daß wir ihm Worte nachsprechen, die wir nicht verstehen; nicht, daß wir ihm lange Complimente machen, die dem großen Manne nicht behagen.

Gewöhnliche Freunde sind, wie die Miethfahrer — bey heiterm Wetter tragen sie sich selbst

an; bey stürmischen lassen sie sich oft nicht einmal erbitten.

Die Fürsten machen es mit ihren Dienern, wie mit ihren Münzsorten; man muß sie nach dem Werthe nehmen, den sie ihnen geben, nicht den sie haben.

Wer fremde Heimlichkeiten auszuforschen, und eigne zu verhüllen weiß, hat einen überlegnen Geist. — Wer das erste nie ohne gültige Ursache, und das zweyte nie gegen Busenfreunde thut, hat ein rechtschaffnes Herz.

Hofgünstlinge behandelt man wie Sonnenuhren, da man nur so lange auf sie schaut, als die Sonne auf sie scheint.

Der gute Regent zieht Gefälle von den Unterthanen, wie die Sonne Dünste aus der Erde. Beyde fallen im fruchtbaren Thau oder Regen wieder auf das nämliche Land.

Wer nur fähig ist, langsam zu überlegen, eile nicht, schnell zu reden. Die Worte, die uns

entwi=

entwischen, sind über uns — nur über jene, die wir zurückhalten, sind wir Herr.

Der Thron ist für den schwachen Fürsten ein Grab, wo ihn seine beherrschenden Diener verscharren; für den weichlichen, ein Lustbett, wo ihn Weiber und weibische Männer mit Blumen überstreuen; für den weisen und thätigen ein Kampfplatz, wo die Liebe der Bürger über jede andre siegt.

Ein Mann von Ehre hält sich durch Beleidigung von seinen Gegnern nicht erniedrigt, sondern zeigt sich durch Verzeihung über sie erhaben.

Es gehört viel Verstand dazu, sich den Unverständigen verständlich zu machen. Zu hohe Ausdrücke sind Sterne, die wegen des weiten Abstandes die Erde nicht erleuchten. Auch die originälen Geister sind für den gemeinen Haufen nicht immer die besten Aufklärer. Der Mond mit seinem entlehnten Lichte läßt uns in der Dunkelheit mehr sehen, als alle Sterne mit ihrem eignen. Der Mond ist populär, die Sterne sprechen ex Cathedra.

Man muß den Menschen empfangen nach Kleid und Stand, den er hat, und verabschieden nach Verstand und Weisheit, die er zeigt. Jeder kann beym Eingange Höflichkeit fodern, aber nur der helle und gute Mann beym Ausgange auf deine Achtung und Liebe Anspruch machen.

Die Rechtsgelehrtheit fodert eine billige, die Gottesgelehrtheit eine duldende, die Politik eine ausgebreitete, und die Kriegskunst eine sich stets gegenwärtige Vernunft.

Widersprechen heißt bisweilen so viel, als an der Pforte klopfen, um zu sehen, ob jemand zu Hause sey Man widerspricht nicht immer darum, weil man anders denkt, sondern weil man gewiß seyn will, ob der Gegner seine Meynung versteht; nicht immer darum, weil man an dem zweifelt, was ein anderer sagt, sondern weil man das zu hören wünscht, was auch die Zweifel und Einwendungen des scharfsinnigsten niederschlägt. Widersprechen ist ein Mittel, zu lernen, eine Auffoderung die Wahrheit mit den Gründen darzulegen, die jeden Widerspruch aushalten.

Sagen: „ich hatte Unrecht“ ist ein ehrenvolles Geständniß; es heißt: „ich bin heute klüger, als ich gestern war.“

Wer lügt, ahndet die mühevolle Arbeit nicht, die er sich aufbürdet. Er muß zehn andere Lügen erfinden, um die erste zu behaupten. Lügen, daß man Glauben erhalte, ist eine mühsame Kunst, die ihren Meister entehrt; redlich verfahren, eine Tugend, die ihren Besitzer adelt.

Es giebt Leute, die so treu sind, daß sie ihre wichtigsten Geschäfte immer nur durch andere thun lassen, und so ehrgeizig, daß sie gleichwohl als für eignes Machwerk gelobt seyn wollen. Was gelingt, dafür nehmen sie das Lob für sich hin; was mißlingt, davon muß den Tadel tragen, der die Last der Arbeit trug.

Man verriegelt sich des Nachts in seinem Hause so, daß oft die Vorsicht gegen Tieger übertrieben wäre; aber gegen Menschen ist sie es nicht!!!

Man=

Mancher General hat an den glücklichen Unternehmungen gerade so viel Antheil, als die Gänse, die das Kapitolium retteten. Indessen wird er belohnt und erhoben, und der verstimmelte Soldat geht im Lande betteln, das er erobern half.

Wo man nach hohen Posten auf öffentlichen Wegen trachten darf, da herrscht ein Fürst von Einsicht, und Tugend im Lande. Wo man das Ziel verbergen muß, nach dem man strebt, da giebts wenige Adler, die durch offnen Flug auf die Spitze des Felsens kommen, aber viel Schlangen, die durch Kriechen, und Krümmungen unbemerkt hinanschleichen.

Die Meister in der Kunst sind theure Lehrer. Der theuerste ist Erfahrung, die man durch eigne Fehler sammelt.

Rauschende Ergötzung macht viel Aufwand, und wenig Zufriedenheit. Die Leerheit, die ihr so bald folgt, kostet oft mehr, als die Rettung einer ganzen Familie, die immer vergnügt.

Es giebt eine Schönheit, die unsrer Seele, und eine, die nur unserm Auge wohl thut. Bey der ersten kannst du Hochachtung haben für die Person, bey der zweyten nur für den Schöpfer.

Es ist Mode bey den Großen und Reichen, eine Anzahl Hunde oder Pferde einzig zu ihrem Vergnügen zu halten. — Könnte es nicht auch Mode werden, zu seinen Vergnügen eine Anzahl Menschen oder Familien zu ernähren?

Das Land, das viele Soldaten auf die Beine stellen kann, ist ein Mächtiges, und das immer viele auf den Beinen hält, wird bald ein schwaches Land. Eine ungeheure Kriegsmacht fängt damit an, daß sie ein Reich empor hebt, und endet damit, daß sie es aufzehrt. Angestrengte Nerven äußern sich mit überlegener Stärke; aber die Folge ist, tödtliche Schwäche.

Der Fürst ist zu bedauern, wenn er keinen Freund, und das Land, wenn er einen Liebling hat. Der Bürger muß sein Liebling, und der

weise

weise Menschen = und Bürger = Freund sein Freund seyn.

Man darf sich nicht immer zeigen, wie man ist, nicht immer sagen, was man denkt. Man würde die Menschen dadurch oft zu sehr wider sich aufbringen, ihnen das Zutrauen nehmen, und sich den Eingang in ihre Seelen verschliessen. Der rechtschaffne hält sich aus Liebe, der falsche Politiker aus Eigennutz zurücke. Bey dem ersten ist die Verstellung Natur, bey dem zweyten Kunst und Zwang. Jene ist unergründlicher, als diese, weil sie so selten als Rechtschaffenheit ist, und so wenig als diese geglaubt wird.

Die Mäßigung ist ein Baum; seine Wurzel die Genügsamkeit: seine Frucht die Ruhe.

Die Politiker bringen oft einen Staat in Ordnung wie die Friseurs unsere Haare. Bey dem Auskämmen wird ein Theil aus der Wurzel gerissen, damit die übrigen in Ordnung kommen.

Bey

Bey einem Manne, der seine Größe in Pracht setzt, ist alles groß, nur Er nicht — bey einem, der sie im Glücke der Unterthanen sucht, ist vieles klein, nur Er nicht.

Die Großen verwenden so viel Sorge und Geld auf prächtige Einrichtung und Kleidung, daß die Hälfte davon ihre Unterthanen beglücken würde. Sie müssen wohl glauben, das die Nachwelt fragen werde, was sie für Ringe und Tobackdosen trugen, und nicht, wie sie Mitmenschen behandelten.

Die Greise müßen im Rathzimmer, die Jünglinge im Feld, die Männer hinterm Pflug, und die Weiber zu Hause seyn.

Nirgends wäre uns der Beystand von Vernunft und Weisheit nöthiger, als da man liebt und ehelicht, und beynahe nirgends ist er weniger. Wie oft führt man Braut oder Bräutigam erst dann in sein Haus, da die Vernunft nicht mehr zu Hause ist?

Ein Vorsteher, der willkührlich und partheyisch richtet, ist dem Staate schädlicher, als der Uibelthäter, den er verurtheilt.

Wer dem Amte helfen will, sucht einen Mann fürs Amt; wer dem Mann helfen will, ein Amt für den Mann. Wer Aemter für Leute sucht, wählt selten Leute für Aemter aus.

Willst du das schönste, menschenwürdigste Vergnügen genießen, so verzeihe Unbilden, und räche dich mit Wohlthaten.

Eilig geben, sagt man, ist so viel, als doppelt geben. Doch nicht allgemein. Verlangt dein Freund Geld, so hilf schnell — will er Rath, so sey bedachtsam.

Weise und große Männer sorgen mehr für ihre Gesundheit, als für ihr Leben. Jene ist ihnen ein Mittel, kraftvoll zu handeln, dieses ein Opfer, daß sie großmüthig für die gute Sache darbiethen.

Einem übel nachreden, der uns nicht hört, heißt einen mit Waffen anfallen, der keine hat. Wer einen Wehrlosen besiegt, hat mehr Schande von dem Angriffe, als Ehre von dem Siege.

Der Grosse, der Ehrfurcht und Gehorsam fürs heilige Urgesetz zeigt, der erhält auch Ehrfurcht und freudigen Gehorsam für sich. Nur der Staat ist glücklich, wo der Vorsteher dem Gesetz, und das Volk dem Vorsteher Gehorsam leistet.

Wohlthätige Liebe zu seinem Volke ist die beste Schildwache der Fürsten. Gutthaten allein sind unsterbliche Denkmäler im unsterblichen Geiste des Volkes errichtet.

Wer ist Herr über sein Geld? Der weise Wohlthätige. — Und wer ist Herr über den Geizhals? Sein Geld.

Man will sich gerne viel hören lassen, und wenig hören. Die Natur scheint uns anders zu

lehren.

lehren. Du hast eine Zunge, und zwey Ohren. Höre viel, und rede wenig.

Freundschaft ist eine Seele in zweyen Körpern. Zwey Menschen tragen und wirken in freundschaftlicher Vereinigung mehr, als abgesondert. Durch den Bund der Freundschaft wird das Ganze größer, als seine Theile.

Besser ein schuldloser Irrglaubiger, der gut; als ein Wahrglaubiger, der schlecht lebt. Von jenem genießt, von diesem leidet die Gesellschaft. Irrglaube kann oft, böser Wandel nie ohne Verschulden seyn.

Es gab Leute die Jesu die Gottheit, und andere die ihm die Menschheit abstritten — Philosophen, die die Existenz der Seelen, und andere, die die Existenz der Körper läugneten. Es muß so viel Göttliches an Jesu seyn, daß einige dabey die Menschheit übersehen konnten — So auch so viel Geistiges am Menschen, daß einige nichts als Geister, und so viel Körperliches, das andere nichts, als Körper sahen.

Es gehört manchmal viel Einsicht und Weisheit dazu, daß man nicht Mittel ergreife, die befördern, was man hindern, und das Uibel ärger machen, das man heben will. Man denkt zu bauen, und zerstört; denkt zu zerstören, und baut. Wie manche Arzney, die gesund machen soll, tödtet? Man will durch Strenge den Dämon der Aufruhr beschwören, und reitzt durch Erbitterung noch mehr dazu: mann will durch Nachgiebigkeit und Milde erst dann gewinnen, da man diese nicht mehr als freywilliges Geschenkt ehrt, sondern für eine abgenöthigte Folge von Schwäche und Mangel an Kraft ansieht. Man will ein im Innern uneiniges Land durch den Krieg unterjochen, und man macht es durch eben den Krieg zur Gegenwehre einig, daß es andere unterjocht: man dachte den starken Löwen in der Fabel nachzuahmen, der die neuerrungene Beute theilet, und macht am Ende den Hund in der Fabel, der im Schnappen nach einem andern Stück Fleisches sein eignes verliert.

Vielwisserey — und — oberflächliche Einsicht. — Wo der Strom am breitesten ist, da ist er auch gewöhnlich am seichtesten.

Was

Was aus Ruhmsucht, oder einer andern Leidenschaft geschieht, geschieht im Anfalle eines Fiebers. Niemand hat noch der Krankheit eine Lobrede gehalten, weil sie manchmal eine besondere, obgleich nur vorübergehende Stärke ertheilt, aber viele den Leidenschaften.

Der Mensch strengt für die kommenden Tage seinen Blick an, und der Klügste geht doch meist einer Zukunft, wie mit verbundenen Augen, entgegen. Er kömmt nicht an das Ziel, wohin er seinen Lauf richtet, sondern wohin ihn sein Schicksal trägt. Er zählt und prüft jeden Schritt, und kennet doch das Verhängniß Gottes nicht, bis es ihn ergreift.

Einen Baum pflanzen, ein Feld bauen, und ein ehelich Kind erzeugen und erziehen — sind Gott angenehme Dinge. Aber sie müßen dem Menschen ein Greul werden, wenn neue Kinder nur die Elenden vermehren, und von jedem neuen Apfel ein Theil zur Abgabe gefodert wird. Eine drückende Regierung wandelt für Freude geschaffene Menschen in trübsinige Sklaven, und die

Gärten

Gärten in Einöden um; erstickt jedes sanfte Gefühl, und lähmt die arbeitsame Hand.

Wenn der Plan zu einer neuen Verfassung Widerspruch leidet, so sehe man, woher der Widerspruch kömmt. Spinnen, Ratten und Mäuse finden sich nur in alten, gothischen Gebäuden wohl; haben sie in der Berathschlagung, und bey Sammlung der Stimme den Vorsitz, so entsteht ewig kein neuer Palast. Wenn aber der neue weniger taugt, als der alte, wenn er die Arbeit, und Kösten des Baues nicht lohnt, so soll auch keiner entstehen.

Wer durch Zwangbefehle Aberglauben und Irrthümer ausrotten will, wählt ein Mittel, das wenig Gutes, und oft viel Böses wirkt. Das Volk sträubt sich gegen Zwang, und hält gleich dem Kinde das Spielzeug fester, das man ihm mit Gewalt nehmen, als daß man ihm aus Schonung lassen will. Läßt es auch Irrthümer fahren, so fährt meist nützliche Wahrheit damit weg; denn beyde ruhen auf einer und ebenderselben Stütze, auf der Authorität ihrer Eltern und Lehrer. Ist diese einmal kein hinlänglicher Bürge mehr für

Vorur=

Vorurtheile, so hört sie auch auf, es für die Wahrheit zu seyn. Man kann das Unkraut mit Gewalt nicht ausraufen, oder man nimmt auch den Weizen mit.

Besser: Macht das Volk durch Vorstellung der Wahrheit, und durch Vorhaltung ihrer Kennzeichen zu Kennern der Wahrheit, dann wird es Vorurtheile und Aberglauben von selbst wegwerfen, ohne zugleich die Wahrheit hinzugeben. Streitet nicht wider die Schatten, sondern verbreitet das Licht, dieß vertreibt die Schatten von selbst — Aergert euch nicht wider die falschen Juwelen, sondern gebt die Kennzeichen der wahren an, dann mustert der Besitzer die falschen selbst aus.

Niemand läßt sich gerne gerade hinsagen: Deine Juwelen sind falsch — deine Meynungen Aberglaube — Eigenliebe will geschont seyn. Aber jedermann lernt gerne die Kennzeichen der wahren kennen, weil er wahre Juwelen und Meynungen haben will.

Wahrheit mit unbeschränkter Liebe des Nebenmenschen, mit Schonung seiner Eigenliebe vorgetragen, findet Eingang.

Der Arzt schreibt in einem Spital den Patienten Arzney vor. Statt sie zu nehmen, streiten sie über das Vaterland des Arztes, und über die Gefäße, in denen sie ist; schlagen sich einander, und fallen am Ende über den her, der ihr Gezänk für unnütz, und den Gebrauch der Arzney für die Hauptsache erklärt. — Der Arzt ist jeder weise Tugendlehrer, die Arzney seine Tugendlehre, die Kranken — Ihre Namen faßt dieses Buch nicht.

Die ganze Gottesgelehrtheit ist in zweyen Büchern — im Buche der Natur und der Schrift. Ob man sich mehr Mühe gab, darin das Dunkle deutlich, oder das Deutliche dunkel zu machen, ist eine Frage, die thörichter scheint, als sie ist. Aber das scheint gewiß, daß man sich mehr Mühe gab, darin zu forschen, als darnach zu handeln, und aus Grübeley wenig wahre Weisheit

für den Verstand, und aus Trägheit wenig wahre Güte fürs Herz erwarb.

Der ächte Wahrgläubige hat für Irrthum und Sünde Haß, und für den Irrenden und Sünder Liebe. Sein Eifer durstet nie nach Blut und Verfolgung, sondern nach Erleucht= und Besserung des Mitbruders.

Besticht den eigennützigen Richter; er wird euern ungerechten Handel gerecht finden. Biethet dem Unbestechlichen Geschenke an, ihr beleidig ihn, und macht, daß etwa euer gerechtester Handel verloren gehe. Ihr mögt den Richter für euch einnehmen, oder gegen euch aufbringen; ihr setzt ihn allemal der Gefahr aus, nach Neigung, und nicht nach Recht zu entscheiden.

Es giebt Grundsätze, die keine Gewohnheit, und Gewohnheiten, die so leicht kein Grundsatz besiegt.

Die Freude und das Vergnügen des Bösewichts gleicht dem Lachen eines Thoren oder

Wahn=

Wahnsinnigen. Es ist ein schlechtes Ding, das die Kinder, und oft ein eben so schlechtes, das die Männer freut.

Man ordnet sich in seinem Hause anders, wenn man darinn immer zu bleiben hat, und anders, wenn man nach etlichen Tagen wieder ausziehen muß. Die Menschen wissen wohl, daß sie von der Erde bald wegziehen, und treffen doch lauter Anstalten, als wenn sie ewig hier blieben.

Bey dem Verleger dieses Werkes sind auch nachstehende Bücher zu haben.

Abhandlungen einer Privatgesellschaft von Naturforschern und Oekonomen in Oberdeutschland, herausgegeben von Franz von Paula Schrank. m. 6 K. gr. 8. 792. 1 fl. 45 kr.

Baader, Jos., über einige der wichtigsten Fortschritte, welche im Maschinenwesen seit Anfang dieses Jahrhunderts, besonders in England gemacht worden sind. 4. 798. 12 kr.

Brauns, Heinr., Anleitung zur guten deutschen Schreibart in freundschaftlichen Briefen und bürgerlichen Geschäften, nebst Mustern von allen Gattungen schriftlicher Aufsätze. Zweyte verb. Aufl. 8. 791. 54 kr.

Dessen biblisches Gebeth- und Handbuch zur Anbethung Gottes im Geiste, und der Wahrheit. 8. 789. 45 kr.

Burgholzer, Jos., Stadtgeschichte von München, als Wegweiser für Fremde und Reisende, mit Beylagen und Zusätzen, 2 Bände, 12. 796. 1 fl. 12 kr.

Curas, Hrn., Handbuch zur französischen Sprachlehre, von Leop. Baillet. 8. 786. 30 kr.

Däzel, G. A., über Forsttaxirung, und Ausmittelung des jährlichen nachhaltigen Ertrags Ein freyer Auszug aus den Königl. preuß. Verordnungen mit einigen Zusätzen. Zum Gebrauch oberdeutscher Taxatoren, Geometer und Forster. mit 1 illum. Forstkarte, 2 Tabellen. 8. 793. 45 kr.

— — Grundlehren der allgemeinen chemischen und physischen Eigenschaften der Körper und ihrer einfachen Bestandtheile. 8. 793. 54 kr.

Däzel

Däzel Uiber Torf, dessen Entstehung, Gewinnung und Nutzen. Ein Beytrag zu einem vollständigen Forstlehrburch, m. 2 K. 8. 795. 36 kr.

— — Vollständige Tabellen zur Bestimmung des Inhalts unbeschlagener Baumstämmen, mit einer Anleitung zu deren Gebrauch, zweyte verbesserte Auflage. 8. 796. 24 kr.

— — Tabellen, zur Bestimmung des Geldpreises unbeschlagener Baumstämme. 8. 798. 7 kr.

— — Uiber die zweckmäßigste und zuverläßigste Methode, große Waldungen auszumessen, zu zeichnen und zu berechnen. Mit 2 Kupf. und Tabellen gr. 8. 799. 1 fl.

— — Anfangsgründe der Gonometrie oder der analistischen Trigonometrie und Polygonometrie. Mit 2 Kupf. gr. 8. 799.

Danzers, Jos., mathematisches Lehrbuch. 2 Th. m. K. gr. 8. 781. 2 fl. 24 kr.

Desbillons Fabeln, ein deutsches Lese- oder lateinisches Uibungsbuch für junge Anfänger in Hinsicht auf ihre Bildung ausgewählt, mit einer Vorrede vom Professor Weinzierl. 8. 792. 40 kr.

Flurl, M., Rede von dem Einfluße der Wissenschaften, insbesondere der Naturlehre auf die Kaltur einer Nation. 4. 799. 9. kr.

Mutschelle, Sabastian, über das sittliche Gute. 2te Auflage 8. 794. 36 kr.

— — Unterredungen eines Vaters mit seinen Söhnen über die ersten Grundwahrheiten der christlichen Religion. 3te revidirte Auflage 8. 796. 36 kr.

— — Kritische Beyträge zur Methaphysik 8. 795. 36 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mutschelle, Sebastian, 1749-1800

Vermischte Schriften oder philosophische Gedanken und Abhandlungen

Bd.: 1

München 1799

Ph.u. 367-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046499-5
VD18 80126197-001